

2017/02



Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen
Schriftsteller/innenverbandes

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

Sie alle halten das erste Heft in Händen, das nicht mehr unter der Ägide von Dr. Sidonia Gall herausgegeben wurde. An dieser Stelle sei ihr nochmals sehr herzlich gedankt für die vielen Jahre, in denen sie die Agenden des ÖSV in Händen hielt. Sie hat den Verein am Leben gehalten, und dies ist ein Auftrag für alle, die ihre und die Tätigkeit des alten Vorstands übernommen haben.

In Zukunft sind folgende Veränderungen geplant: Die Hefte ab 2018 sollen verstärkt Arbeiten der Mitglieder vorstellen, Gedichte, Aphorismen, kurze Essays, Ausschnitte aus längeren Prosatexten, Kurzgeschichten, die noch in keinem Buch Platz finden.

Die Rezensionen werden in Zukunft auf der Website in voller Länge nachzulesen sein, im Heft werden die rezensierten Bücher mit Titel, Autorennamen, Verlagsangabe genannt und mit ein oder zwei Sätzen vorgestellt, mit denen „Appetit“ auf das Buch und die vollständigen Rezensionen gemacht werden soll.

Da die alte Druckerei aufgibt, war es notwendig, eine neue zu finden, die Layout und alles Notwendige übernimmt. Diese Druckerei ist gefunden. In Zuge dieser Änderung wurde das Design behutsam aktualisiert. Rauhsatz sorgt jetzt für bessere Lesbarkeit. Die Eule als unser Logo bekommt ein etwas verändertes Aussehen, das weniger auf Wissenschaft, dafür mehr auf das verweist, was wir alle tun: versuchen gute Literatur zu schreiben.

Das Prozedere für Neuaufnahmen bleibt gleich, es sollen aber vermehrt auch junge Schreibende eingeladen werden. Da wir uns Österreichischer Schriftstellerverband nennen, müssen wir den Kontakt zu den Bundesländern intensivieren. Es ist daran gedacht, mit den Heften, die die Texte der Mitglieder vorstellen, auf „Tournee“ zu gehen. Gespräche mit möglichen Veranstaltungspartnern sind im Gang.

Der Jour fixe bleibt bestehen. Es wäre schön, könnte er vermehrt der Diskussion über unsere gerade im Entstehen begriffenen Arbeiten dienen. Wie genau das Prozedere dafür aussehen soll, wird die Praxis erst ergeben. Fürs erste sind all jene, die daran teilnehmen wollen, gebeten, sich im Büro zu melden. Es könnte daraus etwas entstehen, hilfreich und fruchtbar, das uns einander noch näher bringt.

Mit allen guten Wünschen für all die schwebenden literarischen Projekte und der Hoffnung auf gute Zusammenarbeit

Eure neue Obfrau

Marianne Gruber

Inhalt

Editorial	3
Aktuelles	6
Ausschreibung	7

Rezensionen

Neurerscheinungen	Rezensent/in	
Georg Bydlinski, SIEBEN auf der Suche	Maria Gornikiewicz	8
Manfred Chobot, FRANZ – EINE KARRIERE	Ewald Baringer	9
Manfred Chobot, Nur Fliegen ist schöner	Alfred Warnes	10
J. Diethart & H. Kuhner, Gott & Teufel	Gottfried Pixner	12
Martin Dragosits, Weiße Kreide	Hans Bäck	13
Ilja Dürhammer, Und Orpheus schweigt	Martin Stankowski	14
Gerhard Eberstaller, Noch gut davongekommen	Max Haberich	17
Dietmar Grieser, Schön ist die Welt	Wolfgang Groiss	19
Wolfgang Groiss, Salonlöwen, Pfingstochsen & mehr	Brigitte Pixner	21
Max Haberich, Arthur Schnitzler	Wolfgang Groiss	22
Leopold Hnidek, Was der Himmel erlaubt	Max Haberich	24
Elisabeth-Joe Harriet, Bleib du mir künftig vom Leibe	Ewald Baringer	25
Ingeborg K. Hoflehner, Stich in die Luft	Elisabeth Schawerda	26
Manfred M. Hrubant, Willibald Hendl – Fortunas Fügung	Bernhard Heinrich	27
Eva Kittelmann, Ergründungen	Klaus Ebner	29
Ingeborg Kraschl, In Träume fallen Rosenblätter	Klaus Ebner	30
Linda Kreiss, Sternensohn	Michael Stradal	31
Rudolf Kraus, alpha(ge)bet	Ilse Pauls	34
Ingrid Maria Lang, Himmelstoß	Robert Streibel	35
Norbert Leitgeb, Glut oder Wolke	Wolfgang Groiss	38
Norbert Leitgeb, Klopferäusche	Michael Stradal	38
Florica Madritsch Marin, Schrei des Schweigens	Alfred Warnes	40
Brigitte Meissel, Damals auf Rhodos...	Elisabeth Schawerda	42

Dorothea Nürnberg, herzwortweben	Petra Sela	43
Dorothea Nürnberg, Unter Wasser	Martin Stankowski	45
Ernest Nybørg, Lena Halberg – London '05	Michael Stradal	47
Brigitte Pixner, ... plötzlich schmeckt alles nach Wahrheit	Wolfgang Groiss	49
Heidelore Raab, Lauschendes Schweigen	Petra Sela	50
Edith Sommer, Moments Musicaux	Elfriede Bruckmeier	51
Kurt Svatek, Bildpunkte	Rosemarie Schulak	52
Christa Maria Till, Familienfoto mit Kieselalgen	Martin Stankowski	54
Cornelia Travnicek, Parablüh	Ewald Baringer	56
Rudi Weiß, kraut und ruam	Petra Sela	57
Günther Zäuner, Die Rache des Rembetiko	Max Haberich	58
Monica Brown, Frida Kahlo und ihre Tiere	Maria Gornikiewicz	60

Jahrestage

Charles Baudelaire (1821-1867)	Dorothea Nürnberg	61
Heinrich Böll (1917-1985)	Max Haberich	63
Wilhelm von Humboldt (1767-1835)	Martin Stankowski	66
Theodor Storm (1817-1888)	Max Haberich	69

Neue Mitglieder

Anton Marku, Gedichte		72
Clementine Skorpil, Zwischenkrieg		76
H. M. Magdalena Tschurlovits, Verloren, nebelland		78

Aus dem Kreise der Mitglieder

Jubiläen, Abschiede		81
Auszeichnungen und Ehrungen		82
Aus dem Verbandsbüro		83
Impressum		84

Aktuelles

Vorstand des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes,
einstimmig gewählt in der Ordentlichen Generalversammlung am 30.3. 2017

Vorsitzende:	Prof. Marianne Gruber
1. stellv. Vorsitzender:	Mag. Ewald Baringer
2. stellv. Vorsitzender:	Dr. Martin Stankowski
Kassier:	Prof. Dr. Wolfgang Groiss
Stellv. Kassier:	Bernhard Heinrich
Schriftführer:	Dr. Max Haberich
Stellv. Schriftführer:	Mag. Klaus Ebner

Weitere Vorstandsmitglieder:	Mag. Dr. Jacqueline Gillespie Karin Gayer Liesbeth Haddad-Kirchl Friedrich Heller Dr. Hilde Langthaler Dr. Brigitte Pixner Dr. Rosemarie Schulak Petra Sela
------------------------------	--

1. Rechnungsprüferin:	Elfriede Bruckmeier
2. Rechnungsprüfer:	Rudolf Kraus

Wie bisher erhalten Sie Informationen und Einladungen zu weiteren Veranstaltungen per Post oder E-Mail. Achten Sie bitte darauf, dass dem OESV Ihre aktuellen Kontaktdaten vorliegen.

Die OESV-Homepage (www.oesv.or.at) wird regelmäßig aktualisiert. Wenn Sie sich die Zeit nehmen, sie gelegentlich zu besuchen, dann werden Sie stets etwas Neues entdecken können.

Geben Sie Ihre Veranstaltungstermine und Neuerscheinungen im OESV-Büro bekannt (office@oesv.or.at), damit diese auf die Website gestellt werden können.

Ausschreibung

Themenheft 2018: Friede

Nachrichten über bewaffnete Auseinandersetzungen aus fast allen Erdteilen der Welt, über Konflikte, die zu einer bewaffneten Auseinandersetzung führen könnten – die täglichen Nachrichten sind gefüllt mit derartigen Meldungen.

Wir hingegen wollen über Frieden nachdenken. Was ist er? – Sicher mehr als die Abwesenheit von Krieg. Und ebenso sicher ist, dass man sich dem Thema nicht nähern kann, ohne das Wort Friede zu anderen Begriffen in Beziehung zu setzen. Der innere, soziale, der faule, der laue Friede bis hin zur Friedhofsruhe – was befördert, behindert oder verhindert ihn, wie lässt er sich erschaffen? Er fällt nicht vom Himmel. Die Paradoxie besteht darin, dass man ihn erkämpfen muss.

Der Österreichische Schriftsteller/innenverband lädt alle ein, die zu diesen Stichwörtern einen Text verfassen wollen. Formal sind alle literarischen Gattungen möglich, vom Gedicht über kurze Erzählungen, historische Reminiszenzen, Utopien bis hin zum Sketch.

Richtlinien

- Der Umfang soll 12.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten.
- Einsendungen, die diesen Umfang überschreiten, oder Einsendungen von jeweils mehreren Texten können nicht berücksichtigt werden.
- Einsendungen sind an den Österreichischen Schriftsteller/innenverband zu richten: Kettenbrückengasse 11/14, 1050 Wien (in 3-facher Ausfertigung) oder per Email. E-Mails mit dem Betreff: „Themenheft 2018“ an: office@oesv.or.at (Worddatei oder PDF).
- Berücksichtigt werden können nur in deutscher Sprache vorliegende Texte.
- Die Einsendungen werden von einer unabhängigen Jury ausgewählt.

Die Einsendungen werden im OESV-Büro anonymisiert und anschließend einer Jury zur Auswahl vorgelegt. Die ausgewählten Beiträge erscheinen 2018 im Themenheft. Einsendeberechtigt sind sowohl OESV-Mitglieder als auch Nichtmitglieder. Gerne dürfen Sie diese Ausschreibung an Autorinnen und Autoren im Bekanntenkreis weiterleiten.

Einsendeschluss: 28. 2. 2018.

Wir freuen uns auf Ihre Texte.

Rezensionen

Neu erschienene Bücher von Mitgliedern wurden im Kolleginnen- und Kollegenkreis besprochen. Sowohl Bücher als auch Besprechungen, die zu spät eingetroffen sind, konnten leider in dieser Ausgabe nicht mehr berücksichtigt werden.

Die Beiträge sind alphabetisch gereiht und in der jeweils individuellen Rechtschreibung der Rezensentinnen und Rezensenten verfasst. Den Abschluss bildet die Besprechung eines wichtigen Kinderbuches, welches von einem Nichtmitglied stammt.

Georg Bydlinski

SIEBEN auf der Suche

Verlag Razamba Martin Ebbertz, Frankfurt am Main 2017, 96 Seiten
ISBN 978-3-941725-45-4

Es handelt sich hier um ein Kinderbuch in typisch Bydlinskischer Manier. Da haben sich seltsame Gestalten und Tiere gefunden. Auf welche Art und Weise können sie nicht nachvollziehen. Sind es moderne Bremer Stadtmusikanten, diese von Beate Fahrnländer gezeichneten Figuren, oder stammen sie vielleicht aus einem Videospiel, einer Comic-Serie?

Egal. Hauptsache, dass sie nicht unsympathisch sind. Jedenfalls sitzen sie jeden Abend um ein Lagerfeuer, und immer erzählt ein anderer seine Lebensgeschichte. Dann wandern die sieben Freunde in die Stadt, wo sie auf ihre Art und Weise Unterhalt, sprich Geld, sogenannte Euromatic-Taler suchen, was ihnen nicht gelingt.

Der kleine Roboter wird Schülerlotse und bleibt zurück.

Sechs verlassen die Stadt und gelangen in den Tiergarten. Der Stecknadelsaurier bleibt im Streichelzoo und fühlt sich dort saurierwohl. Fünf gehen in den Wald. Vier kommen wieder heraus. Wie erwartet, ist der Wandelnde Baum (eine Lärche) im Wald geblieben. Man kommt in ein Dorf, und eine alte Frau auf ihrer Hausbank erfreut sich an den Kunststücken der Freunde und füttert sie anschließend. Und das Propellerschweinchen (ein Prototyp) findet in einer alten Mühle seinen Erbauer, sprich Erfinder und dazu einen neuen Freund: ein fliegendes Pferd. Drei übrige (keine kleinen Negerlein) verlassen die Mühle am Rande des

Dorfes. In einer Höhle begegnet das Hundegnu einem Ungednuh (rückwärts gelesen) und bleibt gleich dort.

Da waren's nur mehr zwei. In einem anderen Dorf hat ein alter Imker Bienenstöcke abzugeben. Natürlich bleibt der Braunbär Siebenhonig gleich bei diesem Herrn Hoppelmann. (Der alte Mann und der Bär.) Siebenhonig spricht übrigens in Reimen. Ist aus einem Gedicht eine Erzählung geworden, müsste man den Autor fragen. Die blaue Ente kommt zum Steppensee und wird von allen Tieren freundlich empfangen. Auch von den Kollegen, die sie einstens wegen ihrer Farbe und den Adlerflügeln verspottet haben. („Meine Augen sind ziemlich adlerig.“)

Also Happy End!

Vielleicht habe ich diese Geschichte einfach nur geträumt, schreibt Georg Bydinski am Ende.

Maria Gornikiewicz

Manfred Chobot

FRANZ – EINE KARRIERE

Erzählungen

Löcker-Verlag, Wien 2017, 244 Seiten

ISBN 978-3-85409-846-1

Das Studium zwischenmenschlicher Konstellationen mit all ihren (Un-)Wägbarkeiten betreibt Manfred Chobot in den vorliegenden 13 Erzählungen. Abergläubische mögen darin eine Anspielung auf die zahlreichen mehr oder weniger grausam scheiternden Schicksale der Protagonisten unterschiedlicher Provenienz sehen. Erinnert die einleitende Geschichte „Adam und Eva oder Rummelplätze“ unweigerlich an Kampusch-Entführer Priklopil und Horrorvater Fritzl, verirrt sich sodann mit fast letaler Folge ein traumatisierter Künstler und Arzt in ein griechisches Kloster, verrennt sich mit letaler Folge eine Karrierefrau in einen Amour fou, konstruiert ein Verleger verwegene familiäre Kombinationen, um ein außereheliches Verhältnis zu kaschieren („Das Hobby des Herrn Horst“), gerät in der Titelgeschichte ein schüchterner Bursche in die Fänge von Justiz und Psychiatrie. Wer da meinte, derartige Begebenheiten seien an den Haaren herbeigezogen, schlage die Chronikseiten einer beliebigen Tageszeitung auf. Ohnehin nicht erfunden ist der schier unglaubliche, aber wahre (und von Felix Mitterer für sein Stück

„In der Löwengrube“ (verarbeitete) Lebenslauf des jüdischen Schauspielers Leo Reuss, der im NS-Staat als von Max Reinhardt empfohlenes Salzburger Naturtalent eine Zeitlang in Wien Furore machte. Originell sind auch die schnoddrige Update-Version von Schnitzlers „Fräulein Else“ und Herrn Gotts Psychoanalyse bei Dr. Freud. Chobot ist nicht nur ein gewiefter Erzähler mit sarkastischem Unterton, sondern auch ein versierter Menschenkenner mit ausgeprägtem psychologischen Gespür für die gefährlichen Untiefen in den meist mit schweren Problemen und Konflikten behafteten Persönlichkeiten. Umso mehr stellt er die alte Frage nach der Kausalität in den Raum, nach dem Spiel des Zufalls beziehungsweise jenem von Ursache und Wirkung. Sind biografische Werdegänge determiniert? Wie viel Spielraum bleibt? Viel Stoff zum Weiterdenken. Dem Lektorat ist mancher kleine Lapsus durch die Lappen gegangen, was die Lesefreude nicht weiter mindert. Friedell'scher Witz wird Chobot im Vorwort von Ulf Birbaumer attestiert – d'accord!

Ewald Baringer

Manfred Chobot

Nur Fliegen ist schöner

Ausgewählte Gedichte

Erhard Löcker, Wien 2017, 243 Seiten

ISBN 978-3-85409-847-8

Zum 70. Geburtstag von Manfred Chobot sind im Löcker Verlag unter dem Titel „Nur Fliegen ist schöner“ ausgewählte Gedichte erschienen, zu denen der Herausgeber Beppo Beyerl das Vorwort verfasst hat.

Der Autor ist ein emsiger Nachtarbeiter, der mit Fleiß und Vielseitigkeit begabt ist. Seine Stärke liegt im Witz, in der Lakonik, in der Verdichtung, im Herausheben der Bedeutsamkeit des Beiläufigen und Zufälligen.

Die Auswahl von rund 200 Texten aus rund 15 Gedichtbänden kann nur ein Hinweis und Fingerzeig sein, weil seiner bisher publizierten Lebensleistung Mini-Krimis, Erzählungen, Erkundungen, Essays, Kinderbücher, Reiseprosa, Briefpost, Satiren, Gemeinschaftswerke mit Freunden und zuletzt (2009 und 2011) auch zwei Romane zuzurechnen sind. Der Herausgeber, Zeitschriftenredakteur, Feature-Autor und ein Begleiter von Büchern anderer darf nicht vergessen werden.

In den letzten zwanzig Jahren wurden viele Werke übersetzt: ins Bangla, ins Tschechische, Slowakische, Georgische, Bulgarische, Ukrainische und Polnische; es gibt auch Versionen in englischer, französischer und spanischer Sprache.

Der eminent begabte Vorleser war und ist auch begehrtes Mitglied von Lesetheatern. Einmal muss aber mit dem Enumerieren und der Neigung zum Enzyklopädischen genug sein.

Die Themenstellung dieser Auswahl sind Liebe, Frust, Erinnerung, Selbstbetrachtung, die Auseinandersetzung mit Worten, Politik, Sport und Reisen und wird umrahmt von einführenden und ausführenden Gedichten.

Von Wien und Illmitz in die Welt hinaus, rastlos, wendig, schwer erreichbar, ein Vielwischer und Blitzgneisser, von bedeutenden Persönlichkeiten wertgeschätzt, sie zur Befassung herausfordernd, das ist der Chobot, der Manfred.

Da in diesem Heft auch Platz für andere Rezensionen verbleiben soll, wird mit einigen Kurzbeispielen hoffentlich ein Lockstoff für den Erwerb des ganzen Auswahlbuches ausgesendet. Die Ratlosigkeit gegenüber dem Sohn, die Spitze gegenüber der Qualifikation von denen, die sich's gerichtet haben (limit) und die ehrlicherweise eingestandene Launenhaftigkeit des Dialektdichters (gean haum) wurden durch das Zufallslos herausgezogen.

für meinen sohn (Seite 82)

mit dir möchte ich / die welt neu bauen / steine umschichten // die realität erneuern / weiß nicht ob dir / lieber die wirklichkeit / als spielball anbieten / oder die phantasie

limit (Seite 184)

fix qualifiziert / für weltmeisterschaften / und olympische spiele / haben sich die funktionäre / die entscheidung über / die teilnahme der aktiven / ist noch nicht gefällt worden

gean haum (Seite 227)

maunchmoi mecht i / die ganze wööt / umoaman / jedn anzlnan gean haum / a poa tog schpeda / mecht i widarum / jedn anzlnan mit gnogelte / schuach in oasch tredn / weu se mia fon fuan / und fon hintn / am oasch gengan

Alfred Warnes

Gott & Teufel / God & The Devil – Aphorismen / Aphorisms

Österreichisches Literaturforum / Austrian Literary Forum, Weißenkirchen, Wachau, 78 S.
ISBN 978-3-902760-10-4

„Das Treffen zwischen Dr. Diethart und Prof. Kuhner ist das bedeutsamste Treffen, seit Godzilla und King Kong einander begegnet sind ... Die beiden Misanthropen haben sich dummerweise des allmächtigen Chefs des Universums und seiner weltlichen Vertreter angenommen, jeder auf seine eigene Art und Weise...“ Damit ist von den beiden Autoren gleich eingangs der Grundton des Bandes auf launige Weise angeschlagen: die amüsierte und doch gnadenlose Distanz, die sie zwischen sich und einem (angezweifelte) Schöpfer setzen, gewürzt mit der so erfrischenden Ingredienz einer wachen Selbstironie sowie den gelegentlich aufglimmenden skeptischen Momenten in den trotz allem so selbstbewussten „Gewissheiten“.

Joannes Dietharts (nachfolgend zitierter) Eingangsaforismus ist in seiner funkelnden Voltaireschen Klarheit zugleich *die* Eröffnungssalve hinauf in die oberste Etage: „Wir Menschen haben längst vergessen, daß Gott und Teufel keine unbittlichen Feinde, sondern vielmehr Komplizen sind.“ Ein Blick zurück in die Epochen der Kirchengeschichte (da bedarf es gar keines Karlheinz Deschner!) und all das generelle Leiden der Welt läßt daran nur schwer zweifeln, was auch Herbert Kuhner auf den Punkt bringt: „Die Kirche hat fast immer die Grundsätze und Prinzipien, die sie predigt, ignoriert, weil sie sich immer auf das Überleben konzentriert hat.“

Angesichts des endemischen Übels in unserer Welt ließe sich Gottes Bezug zum Universum und seinem „Krönungsprodukt“ Mensch folgerichtig nur als das eines *Laissez-faire* deuten, wie Herbert Kuhner trefflich befindet, um noch mit makabrer Logik nachzulegen: „Wenn Gott alles sieht und hört, hat er mein uneingeschränktes Mitgefühl.“ Und an späterer Stelle, wohl auch im Hinblick auf Gottes freudenloschene schulmeisternde Vertreter: „Gott hat weder Charme noch einen Sinn für Humor.“ Zu diesen Perlen der Aphoristik noch einige abrundende Sätze aus Johannes Dietharts Schmuck-Schatulle: „Der Mensch hätte eigentlich gar keine Hölle erfinden müssen.“ – „Das Schicksal meint es gut mit mir. Ich kann sterben. Er muß weiterleben.“ „Seit ich weiß, daß man auch ohne Religion ein anständiger Mensch sein kann, fühl ich mich wie neugeboren.“

Ja, dieser Band ist eine gehaltvoll-kompromisslose Auseinandersetzung zweier lebensreifer universeller Geister mit der zeitlosen Frage nach einem möglichen Gott, nach dessen rätselhaften Wesen, seinem (Nicht?)-Handeln und auch seiner „Devotional-Agentur“ Kirche – aber das Buch bietet viel mehr: Denn es geht darin nicht bloß um ein prometheisches Ringen mit dem ultimativen Titanen; es geht auch darum, einen Schritt zu setzen, um die Menschen hin zu mehr Eigenverantwortlichkeit zu führen, ihnen zu zeigen, daß sie selber es sind, die sich Himmel und Höllen bereiten – denn „Der Glaube an eine bessere Welt ist keine religiöse Frage“ (Johannes Diethart) ... und „Die Wahrheit ist nicht immer so, wie du sie haben willst“ (Herbert Kuhner).

Gottfried Pixner

Martin Dragosits

Weißer Kreide

Lyrik der Gegenwart. Band 67, Edition Art & Science, St. Wolfgang 2017, 136 Seiten
ISBN 978-3-902864069-7

Vorne weg: Ich mag Gedichte, wenn sie gut geschrieben sind, wenn sie in gefälliger Aufmachung daher kommen, dann ganz besonders. Ich mag es nicht, wenn Gedichte in einer Schmuddelausführung in klapprigen Büchlein erscheinen.

So betrachtet, ist der Gedichtband von Martin Dragosits ein echter Gewinn. Diese Gedichte sind schön und gut gemacht, sie haben Inhalt, also Gedanken und Form, d.h. sie sind auch als Gedicht erkennbar. Leider kommt es immer öfter vor, dass aneinander gereimte Prosazeilen, durch willkürliche Zeilenschaltungen in Strophenform gepresst, uns als Gedicht, als Poesie angedient werden.

Nein, diese Art von Lyrik ist bei Martin nicht zu finden, ich spreche ihn beim Vornamen an, da er bereits einige Male im „Reiseisen“ des Europa Literaturkreises Kapfenberg veröffentlicht hatte und wir von dort her das Ansprechen beim Vornamen als Usus haben.

Der Autor gliedert seine Sammlung von rund 90 Gedichten in die Abschnitte „revue“, „gegenwartsfragen“, „ringenspiel“, „skizze“, „provinz“ und „seitenweise“

Dabei ist diese Einteilung – wie alle Versuche, Gedichte in Kategorien einzuteilen – natürlich willkürlich, verfremdend, irreführend (gewollt?). Selbstverständlich, es

ließen sich auch andere Einteilungen finden, aber trotzdem scheut der Autor sich auch nicht, im Gedicht „Kaufmannsladen“ zu beschreiben, wie eingezwängt, wie ordnungsorientiert unser Leben abzulaufen hätte, um dies dann in Frage zu stellen. Gut, das machen viele, das gehört heute zum Guten Ton der Dichter, das zu schreiben, sich davon loszuschreiben. Doch wie Martin das angeht, wie „Gürtel für Gürtel an Hemden und Krawatten gezwängt,“ das ist schon große Poesie des Alltags. Als weiteres kleines Beispiel sei angeführt, „es messen die Uhren bereits den nächsten Tag“ oder wenn lyrisch behauptet wird, dass „Planung, welche den Zufall durch Irrtum ersetzt“, so schließt sich sogar der technisch orientierte (und ausgebildete) Rezensent diesem Statement vollinhaltlich an. Die Begriffe „Prüfdiszanz“ und „Schallmauer“ als Überschriften für Gedichte zu verwenden, zeugt von der Beherrschung der Sprache und dem Wissen um die Geheimnisse der Lyrik.

Ein wunderbares Büchlein, das ich nicht weg lege, sondern in meiner Nähe haben will, um z.B. Sätze wie diese zu finden: „Ich bin ein Langstreckenläufer, / dem auf den ersten hundert Metern / Luft wegbleibt...“ oder: „Es gab keine Schokoladenkekse zu verteilen / hungrige Tiere in einem typischen Besprechungsraum...“ „Ein Tag ohne Kuss / ist eine Pause / der man nicht traut. // Die Engel mögen sich hüten / uns an solchen Tagen / zu begegnen.“

Schön, lieber Martin Dragosits, bitte mehr davon!

Hans Bäck

Ilja Dürhammer

Und Orpheus schweigt

Ein Kurznovellen-Roman.

Edition lex liszt 12, Oberwart 2016, 440 Seiten
ISBN 978-3-99016-103-6

1. Es ist bewundernswert, sich mit Hochkomplexem aus Rilkes (Alters-)Werkbuchstäblich auf Wanderschaft zu begeben, um den knapp 100jährigen Stoff in heutige Zeiten zu transponieren. Dieses Kunststück ist, fast möchte man sagen naturgemäß, nur auf persönlicher Basis möglich: hier, bei Dürhammer, generell die Grundlage von Germanistik in Kombination mit Musik- und Theaterwissenschaft bzw. speziell ein Lehraufenthalt in Bulgarien. Über welches Land man mannigfache reiseführerähnliche Informationen zur Kultur und Kulturgeschichte

erhält bis zur thrakischen Heimat des sagenhaften Orpheus. Die Brücke von der Antike zur Aktualität bildet die Geschichte der Wienerin Nadežda Bauer, aufgerollt in 27 Episoden in der Erforschung ihrer bulgarischen Wurzeln, mit Abstecher nach Budapest und Assisi, zuletzt in Dürhammers südlichem Burgenland landend – dabei stets begleitet von Rilkes Sonetten an Orpheus, die in vielen Zitaten auftauchen, nein: im Geschehen mitmischen.

2. Der Untertitel weist auf eine maßgebende literarische Struktur hin. Die Kriterien für Novellen sind fast mustergültig erfüllt; als da sind:

- Rahmenerzählung: Es schaltet sich, erzählend, manchmal kommentierend, ein Ich-Erzähler ein, wodurch die Streifzüge einen gewissen Halt erhalten.
- Realismus spontanen Erzählens: Es berichten zahlreiche Betroffene über ihre Begegnungen mit Nadežda, was, konkret oder im übertragenen Sinn, den für das Genre notwendigen dialogischen Habitus sicherstellt. Dem tut es weder einen Abbruch, wenn Nadežda oft gar nicht in Worten (und wenn, dann in Rilke-Zitaten!) handelt, noch wenn die Geschichten zunehmend miteinander vernetzt werden.
- Unerhörtes allerdings erfolgt hier nicht im wörtlichen Sinn (Goethes), sondern durchaus im sprachlich alltäglichen Sinn.
- Wendepunkt: Die Hauptheldin setzt in allen Beteiligten tief Gründendes und oft Verschüttetes frei, fast immer im körperlichen Kontakt eindeutigster Weise. Kein eigentlicher Wende- sondern ein sukzessiv sich entwickelnder Kulminationspunkt liegt in der umfassenden inneren Entfaltung der Heldin.

3. Die Handlung geschieht nicht linear, da die Berichte (s. oben) durch höchst unterschiedliche Erzähler (wenngleich im ziemlich gleichen Ausdrucksstil des Autors) erfolgen. Zum einen ein bunt gemischter Reigen von Personen verschiedener Nationalität, Alter, Bildung und Neigung. Zum anderen eine zwar höchst variable aber grundlegende Typik in der Suche nach Erfüllung in *wahre[r] Verwandlung* (9), die zumeist im sexuellen Austausch zum Durchbruch gelangt. Der Farbenreichtum entspringt somit nicht nur dem Länderkundlichen, sondern insbesondere den unterschiedlichen Perspektiven ... auf dieselbe Hauptperson.

4. Eine wesentliche Komponente liegt in dem das Buch durchwebenden Hintergrund:

- Die Heldin stellt der Prolog vor als im Versuch begriffen, *ein gutes Stück sich selbst zu finden [...] – dem Orpheus-Mythos, der sie magisch anzog, sehnsüchtig auf der Spur*. In dieser Suche gelangt nun Rilke zum Einsatz, nicht im Lehrfach

Deutsch natürlich, sondern als tiefgründige interpretative Reflexion. Zwar trifft Nadežda unter vielen anderen auch Tänzer, und einen ganz besonders, aber der originale Untertitel der Sonette 1923 *als Grab-Mal* an eine jungverstorbene Tänzerin spielt als Unterton hier nicht mit, nicht direkt, allenfalls in der figurativen Bewegtheit.

- Orpheus «erscheint» kaum als die vorzeitliche Figur, auch wenn die möglichen Plätze seiner Präsenz aufgesucht werden. Er gelangt, ungeachtet des Echos in der Musik von neu geschaffener Oper bis zu den Goldberg-Variationen Bachs, ausdrücklich als Sänger zur Geltung (*Gesang ist Dasein* [Rilke]). Darüber hinaus wirkt er unbedingt, ja unweigerlich in der *All-Verbundenheit* (160) als steter Bewegter des leiblich-seelischen Konglomerats bis hin zur *Entgrenzung* (370-372), die ihrerseits – was mythenkundlich möglich ist – stark im Dionysischen verhaftet bleibt, oder in der Verbindung von Sinnlichkeit und übersinnlicher Konnotation (132). Den introspektiven Assoziationsreichtum vermittelt ein in Bulgarien entstehender (den Rezensenten an Cocteausche Prägung erinnernder) Film. Und der Autor legt, in etwa mittig, zusätzlich seine Eigenerklärung des Stoffs selber offen ...

Keineswegs am Rande gibt es, in der Belletristik schon fast üblich, Tipps zur jeweiligen Landes-Küche, überdies jedoch, nunmehr im Spannungsfeld von Kunst und Natur, Beschreibungen von Gärten, durch den langen Exkurs auf Japan (inkl. Theater) und die Umgebung des Hauses Nadeždas als Hinweis auf darin transportierte Weltsicht.

Erst ganz am Ende, was in der Kürze ein wenig wie Pflicht wirkt, werden (neben Vertonungen Richard Strauss') Ovids für Orpheus basilare «Metamorphosen» erwähnt. Wäre vielleicht zusätzlich Vergils «Georgica» anzufügen, worin die Sage in den Kreis von Vergehen und Entstehen eingebettet wird, was zur Ambivalenz menschlicher Leidenschaften führt – aber das stellte zweifellos ein neues Thema aus dem Thema dar.

Das Cover gestaltete der einheimische Künstler Gottfried Reszner, der sich in der Themenwahl einer unteren weiblichen Kopfpartige mit nachdenklich-wissender Geste der Hand auf die letzte Seite des Textes bezieht. Der Zeichnung Prägnanz lässt allerdings einige eher flauere, kleine Abbildungen innerhalb des Textes in ihrer Wirkung zurücktreten ...

Martin Stankowski

Gerhard Eberstaller

Noch gut davongekommen

Krieg- und Nachkriegsjahre

novum Verlag, Neckenmarkt 2016, 379 Seiten

ISBN 978-3-9904-8412-8

Gerhard Eberstallers *Noch gut davongekommen* ist ein schönes Erinnerungsbuch, das von Anekdoten aus Nestroys Zeiten bis nach dem Zweiten Weltkrieg reicht. Es wird eine Familiengeschichte der alten Monarchie geschildert, die ihre Wurzeln bis nach Prag zurückverfolgen kann, und nicht nur irgendeiner Familie: Es geht um die Familie Schlumberger aus Bad Vöslau. Eberstaller ist der Enkel von Dr. Otto Schlumberger.

Eberstallers Kindheitserinnerungen gehen zurück bis in die Zeit vor 1938. Er schildert die Wohnbedingungen der Vorkriegszeit, eine Begegnung mit Wagner-Jauregg, einen Besuch im Ronacher.

Dieses Buch ist definitiv keine wissenschaftliche Aufarbeitung der Erlebnisse im Dritten Reich, erhebt aber auch nicht diesen Anspruch. Sein Wert liegt in der Wiedergabe der Ansichten „gewöhnlicher Leute“ während dieser düsteren Zeit und ihrer Reaktionen auf Maßnahmen wie die Einführung des Judensterns 1941. Der Autor erinnert sich, dass ein jüdischer Mitschüler, weil er ein Jude war, von einem stärkeren Jungen verprügelt wurde und sich gegen diesen in keiner Weise zur Wehr setzte. Geradezu erstaunlich ist es aus heutiger Sicht jedoch, dass in diesen Erinnerungen an die Kriegsjahre der Holocaust mit keinem Wort Erwähnung findet.

Bei aller anfänglichen Skepsis, die in Eberstallers Familie gegenüber dem Nationalsozialismus geherrscht hatte, ließ man sich doch von den militärischen Siegen in Polen, Nordafrika und vor allem in Frankreich, mit dem man den gesamten Ersten Weltkrieg über vergeblich gerungen hatte, zu einem gewissen Enthusiasmus hinreißen.

Eberstaller erwähnt, dass in seiner Verwandtschaft anlässlich Hitlers Selbstmord die Meinung geäußert wurde, dass der Führer im Grunde ein integrierter Mensch und Politiker gewesen sei, während Himmler und Bormann seine Absichten pervertiert hätten. Dies entspricht einer durchaus weitverbreiteten Annahme, welche in der bekannten Äußerung „Wenn das der Führer gewusst hätte...“ Ausdruck fand.

Die schweren Bombenangriffe auf Wiener Neustadt im April 1944, auf Dresden

im Februar und auf Wien im März 1945 wurden von der Bevölkerung als Akte des Terrors aufgefasst und von der Propaganda auch entsprechend hochgepeitscht.

„Ohne Überzeugung“ seien seine Eltern in die Partei eingetreten, aber eingetreten sind sie eben doch. Über die konkreten Beweggründe hierfür – wahrscheinlich beruflich motiviert – wäre es interessant gewesen, mehr zu erfahren. Zu diesem Zeitpunkt war der Autor natürlich zu jung, vielleicht hüllten sich die Eltern danach, wie viele Zeitzeugen es taten, in Schweigen. Als ehemalige NSDAP-Mitglieder durften sie bei den ersten Wahlen in Österreich jedenfalls nicht ihre Stimme abgeben.

Ein wenig schade ist ebenfalls, dass sämtliche historischen Ereignisse von Bedeutung in einigen wenigen Sätzen eher beiläufig erwähnt werden, etwa der Verlust der sechsten Armee vor Stalingrad. Hier wäre das Hinzuziehen einiger geschichtlicher Werke hilfreich gewesen, um diesen Ereignissen einen weiteren als dem ausschließlich autobiographischen Kontext zu geben.

Die Nachkriegszeit wird bis zum Staatsvertrag miteinbezogen, der mit den Sorgen und Hoffnungen, die sich an ihn knüpften, auch nicht in nennenswertem Detail behandelt wird. Dafür erfährt man umso eindringlicher, welche Ängste sich gegen die sowjetische Besatzungsmacht richteten, insbesondere, und vollkommen berechtigt, von weiblicher Seite. Die chaotischen Umstände der unmittelbaren Nachkriegsjahre mit der Flucht der Familie sind als überzeugender Augenzeugenbericht geschildert. Der rote Faden während dieser bewegten Epoche bleibt der Heurigenbetrieb in Goldeck, in dem der Autor immer wieder aushilft, ehe er seinen verstärkten Interessen an Musik und Operette nachgeht und beginnt, Theater- und Musikkritiken zu verfassen.

Noch gut davongekommen richtet sich an den Leser, der sich für Zeitgeschichte interessiert. Er wird sich mit Gewinn mit dieser Thematik auseinandersetzen können. Zur Ergänzung oder weiteren Vertiefung in die Materie sei Georg Stefan Trollers humorvolles *Das fidele Grab an der Donau. Mein Wien 1918-1938* (2004) empfohlen, wie ebenfalls Nicholas Stargardts hervorragende wissenschaftliche Auswertung von Augenzeugenberichten der gesamten Kriegszeit in *Der deutsche Krieg* (2015).

Max Haberich

Dietmar Grieser

Schön ist die Welt

Schauplätze der Musik

Amalthea Signum Verlag, Wien 2017, 269 Seiten

ISBN 978-3-99050-096-5

Wenn Dietmar Grieser ein neues Buch vorstellt – und das geschieht erfreulich oft –, genießt er die volle Aufmerksamkeit der literarischen Szene. Und das mit Recht, sind doch wieder neue, kulturhistorisch interessante Fakten zu erwarten, die das „Grieser-Publikum“ dankbar aufnimmt. Ein Grieser-Buch, liebevoll und sorgsam recherchiert, erschließt dem Leser den Kosmos der abendländischen Kultur, ohne dass er selbst mühevoll Biographien und wissenschaftliche Werke studieren muss.

Das gilt auch für das neueste Werk des großen, unerreichten Essayisten Dietmar Grieser. Selbst dem Musikfreund, der meint, über seine Lieblingssänger/innen bzw. Komponisten schon alles zu wissen, wird im vorliegenden Werk eine Fülle von neuen Informationen geboten, sodass das eigene Wissen des Lesers von „gegläubten Höhen“ reumütig herabsteigt. Dietmar Grieser vermittelt sein umfassendes, perfekt recherchiertes Detailwissen so lebensecht und selbstverständlich, als ob der Autor in der Sphäre des Reportierten als unsichtbarer Gast persönlich anwesend wäre. Seine Informationen kommen nicht belehrend, sondern geradezu selbstverständlich und lassen uns teilhaben an begnadeten Augenblicken, an Situationen, in denen die Geburt eines unsterblichen musikalischen Kunstwerkes vonstatten ging. Dem Leser wird dadurch das Gefühl vermittelt, Zeuge eines besonderen musikalischen Geschehens zu sein, was den Musikfreund, der sich von Dietmar Grieser führen lässt, gewissermaßen in den Adelsstand erhebt.

Rührend empfindet der Rezensent die Geschichte, in der Dietmar Grieser berichtet, er sei vom Rechtswissenschaftler Norbert Leser zum Wienerlied hingeführt worden. Breiten Raum nimmt im Kontext des Wienerliedes das Wirken und das Schicksal des unvergesslichen Hermann Leopoldi ein. Dietmar Grieser versäumt nicht, den großen Volkskünstler Leopoldi entsprechend zu würdigen. Gleichzeitig setzt sich er sich mit den in der Wiener Innenstadt tätigen Straßenmusikanten auseinander, für die er viel Sympathie bekundet.

Der Musiktitel Ludwig van Beethoven findet im Abschnitt über das „Albumblatt für Elise“ gebührende Darstellung. Lesenswert wird man instruiert, Elise, in die Beethoven offensichtlich sehr verliebt war, habe eigentlich Therese (von Malfatti)

geheißten. Die Brautwerbung Beethovens durch den Freund Ignaz von Gleichenstein scheiterte kläglich, was Beethoven in arge Enttäuschung stürzte, zumal wenig später der Brautwerber von Gleichenstein die Schwester von Therese, Nanette, vor den Traualtar führen durfte. Beethoven war eben nicht beschieden, ein häusliches Eheglück zu erfahren. Wie auch? Ein Titan in Hauspatschen am häuslichen Herd? Undenkbar!

Der Rezensent, ein bekennender Mahler-Fan, freut sich besonders über den Abschnitt über Gustav Mahler und dessen Eltern bzw. Großeltern. Man erfährt, dass Mahlers erstes Instrument eine Ziehharmonika gewesen ist. Mit 6 Jahren hat Mahler schon ein eigenes Klavier besessen und seine ersten Klavierschüler um sich geschart, denen er ein überaus strenger Lehrer gewesen ist. Mag für manche Mahlers Großmannsucht verstörend sein – Dietmar Grieser zeichnet von Mahler in Sachen Familie ein rührendes, verantwortungsvolles Bild, was so manchen Mahler-Kritiker versöhnen sollte. Bedrückend liest sich der Abschnitt über die „Todeschüsse von Mittersill“, wo das tragische Schicksal des österreichischen Komponisten Anton Webern geschildert wird, der am 15. September 1945 von einem amerikanischen Besatzungssoldaten erschossen worden ist.

Die Ästhetik des Grieserschen Stils ist auch bei diesem neuesten Buch überaus beeindruckend und macht die große Liebe des Autors zur Musik glaubhaft. Hätte es noch eines Beweises bedurft, so wird aus der Begeisterung des Autors für die Musik und deren Schauplätze klar ersichtlich, dass der deutsche Zuwanderer Dietmar Grieser seine Bleibe nur in Wien, in der Welthauptstadt der Musik, nehmen konnte. Auch das jüngste Buch von Dietmar Grieser trägt alle Attribute eines Bestsellers, ist es doch für alle Musikfreunde geradezu eine Pflichtlektüre und eignet sich in besonderer Weise als wertvolles Geschenk für wahre Seelenfreunde. Ist dieses Werk das Opus Magnum des Autors? Vieles spricht dafür, doch vermeint der Rezensent, dass von Dietmar Grieser noch Größeres zu erwarten ist. Seine Neugierde, seine Leidenschaft zur Recherche und sein Drang nach Wahrheit sind auch im reifen Alter des Autors überreich vorrätig. Es ist zu hoffen, dass Schaffenswille und Schaffenskraft des Autors den Kunstfreunden noch viele literarische Kostbarkeiten schenken werden.

Wolfgang Groiss

Wolfgang Groiss

Salonlöwen, Pfingstochsen & mehr

Schmunzelverse

Verlag Berger, Horn/Wien, 2017, 126 Seiten

ISBN 978-3-85028-784-5

Nach zehn Büchern, zuletzt einigen heiteren, legt Wolfgang Groiss (als Verfassungs-jurist hat er auch einige Fachpublikationen verfasst) wieder einen amüsanten Band vor. Einen echten Muntermacher, einen „Zoo der Schmunzeltiere“ – sehr passend dazu das launige Vorwort der Schönbrunner Zoodirektorin Dagmar Schratzer!

Leicht und locker, einfallsreich und von überbordender, bisweilen skurriler Fantasie ins Leben gerufen, stolzieren da – auf Versfüßen – neben Salonlöwen & Co die putzigsten und fabelhaftesten Geschöpfe der Schmunzelzoo-Geschichte an den staunenden Leserinnen und Lesern vorbei. Von A bis Z tritt schier Unglaubliches zutage – und vor die Adleraugen der Lesergemeinde – vom allseits vertrautem *Inneren Schweinehund* einmal abgesehen. Neugierig wandert der Blick von einem Gedicht-Gehege zum anderen, und einige der kuriosen Fabelwesen seien hier kurz ins Blickfeld gerückt: etwa der *Angsthase*, der *Backfisch*, die *Ballettratten*, die *Beamtenforelle*, der *Bücherwurm* klarerweise, aber auch der *Frechdachs* wie der *Froschkönig*. Sogar der *Gwissenswurm* (in Anklang an Ludwig Anzengruber) kommt zu Ehren.

Katzenhaft-Schnurriges findet sich in den *Katzenzungen*, in *Katzenwäsche* und im *Katzensprung* (dem legendären Staatsvertragswein), die alle sicher viel Applaus für sich buchen können. Mit *Löwenzahn* wird sogar die Botanik mit einbezogen, und mit Genuss wird man den facettenreichen Text *Mausefalle* genießen, bei der es auch so manchen *Pferdefuß* geben kann. Schließlich locken noch *Steckenpferde* diverser Art – und für einen gänsehäubigen Gruseffekt sorgen die *Vorzimmerdrachen*. Zu guter Letzt dürfen auch noch *Zimmertiger* auf die „Arche Groiss“ und somit in die gute Bücherstube der *Bücherwürmer* und *Leseratten*...

Kurz (ein Gedicht pro Seite) *und gut* wird viel an fröhlichem, originellem Erfindergeist und an übermütiger Interpretation von aus dem Tierreich entnommener Begriffe aufgefächert, dass es eine wahre Freude ist! Allerdings fehlt es da und dort nicht an unterschwelliger Ernsthaftigkeit, an guten Ratschlägen, an Beobachtungen von vielerlei Verrücktheiten im Alltag und darüber hinaus, die mit leichter Hand, aber erfahren und besorgt „auf die Schaufel genommen“ werden! Schmun-

zelse wandeln sich so zu „Stirnrunzelversen“, wie sie der Autor selbst bezeichnet. *Stierkampf* sei eines der Beispiele, das die Tierquälerei anprangert; ebenso sollten *Sündenböcke* längst ausgedient haben und *Unschuldslämmer* nicht geopfert werden...

Auf alle Fälle zeigt uns Wolfgang Groiss, in „bester Verfassung“, wo und wie es langgehen sollte; an welchem Punkt alte, liebgewordene Traditionen doch über Bord geworfen werden sollten. Die *Wetterfrösche* der meteorologischen Station „Hohe Warte“ würden aber wohl, ohne echte Konkurrenz zu den Messgeräten, weiterhin gute Dienste leisten. Wenn auch die vorliegende Sammlung von Schmunzelversen eine köstliche Unterhaltung bietet, werden sich doch, sobald man das Buch aus der Hand legt als Echo nachdenkliche Gedanken über Ungerechtigkeiten und Ungereimtheiten zu Wort melden. Die *Sphinx*, dieses rätselhafte Mischwesen des einprägsamen Coverbildes, sei hier als Symbol hervorgehoben, als Signal, mutig Rätsel/Probleme in Angriff zu nehmen. – Viel Erfolg dabei, wie auch für das Salonlöwenbuch selbst! Gut gebrüllt, Salonlöwe!

Brigitte Pixner

Max Haberich

Arthur Schnitzler

Anatom des Fin de Siècle. Die Biografie

Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien 2017, 320 Seiten
ISBN 978-3-218-01064-1

Max Haberichs Schnitzler-Biografie zählt zweifellos zu den bedeutenden wissenschaftlichen Publikationen auf dem Gebiet der Literatur des Jahres 2017. Für österreichische Literaten ist das Werk ein absolutes Muss und darf in einer wohlbestückten Bibliothek nicht fehlen. Vorsicht: beim Lesen besteht Suchtgefahr in Richtung Kunst und Kultur des Fin de Siècle! Dazu trägt der eloquente Erzählstil des Autors trefflichst bei.

Max Haberich hat durch seine Dissertation über die deutsch-jüdische Identität von Arthur Schnitzler und Jakob Wassermann an der Universität Cambridge seinen hohen wissenschaftlichen Rang nachgewiesen. Das vorliegende, auf der Dissertation beruhende Werk bringt die Gestalt und die Lebensgeschichte von Arthur Schnitzler aus dem Elfenbeinturm der Literaturwissenschaft heraus, um diese

hochinteressante Künstlerpersönlichkeit einem breiten Publikum nahezubringen. Der Untertitel des Werkes – *Anatom des Fin de Siècle* – verrät sehr viel über die Absicht von Max Haberich, Arthur Schnitzler als sozialkritischen Autor zu zeigen, der die Stellung der Frau in der bürgerlichen Gesellschaft in Frage stellte, aber selbst in dieser Zeit des Umbruchs und des Unterganges überkommener Wertvorstellungen lebte, und zwar nicht gerade zögerlich, bescheiden oder beschaulich. Die Sichtweise des Biografen, der auf das lange schon vorher gelebte Leben seines wissenschaftlichen Objekts zurückblickt, muss schon vom Ansatz her äußerst subjektiv sein und seinen Helden in die Strömungen der damaligen Zeit hineinversetzen.

Max Haberich gelingt mit exquisiter Sprache ein literaturkritisches bzw. literaturhistorisches Meisterwerk, welches dem Leser die Gigantengestalt von Arthur Schnitzler packend nahebringt. Der Rezensent ist zur Feststellung versucht, dass das Werk Arthur Schnitzlers ohne die Analyse von Max Haberich nicht in seiner vollen Dimension vorstellbar ist. Dazu trägt natürlich bei, dass der Autor sämtliche Quellen an der Universität Cambridge (wo sich der Schnitzlernachlass befindet) und im Deutschen Literaturarchiv Marbach durchforstet hat und für sein neues Werk auch jene Quellen berücksichtigen konnte, die in den bisherigen Schnitzler-Biografien nicht zur Verfügung standen.

Max Haberich war bestrebt – und es ist ihm akribisch gelungen – zu jedem der Werke Schnitzlers Aussagen zu treffen, die die Persönlichkeit von Arthur Schnitzler umfassend beleuchten. Besonders angetan ist der Rezensent vom Artikel „Wien – Gegenwart“, in dem Max Haberich in wenigen Seiten eine äußerst verdichtete Analyse der Geschichte Wiens im späten 19. Jahrhundert gelingt. Da das Werk auch einen hohen wissenschaftlichen Anspruch erhebt, ist der Fußnotenteil sehr ausführlich vertreten. Die im Anhang abgedruckte Korrespondenz zwischen Arthur und Olga Schnitzler bringt dem Literaturhistoriker bisher unbekannte Einblicke, die das Bild von Arthur Schnitzler beleuchten.

Der Autor kündigt in seiner Vita sein nächstes wissenschaftliches Projekt betreffend die Entstehung einer deutschen kulturellen Identität im späten 18. Jahrhundert an. Ebenso gespannt darf ein literarisches Werk von Max Haberich auf den Gebieten der Belletristik oder der Lyrik erwartet werden.

Wolfgang Groiss

Leopold Hnidek

Was der Himmel erlaubt

Erzählungen

HS-Literaturverlag, Weiden am See 2011, 215 Seiten
ISBN 978-3950-28836-0

Ich wollte Hnideks Erzählband eigentlich nur kurz durchblättern. Aber ich bin hängengeblieben. Der Autor führt uns nicht nur durch verschiedene europäische Städte – Venedig, Athen, Hamburg –, sondern auch durch verschiedene Zeiten. Dies ist besonders erfrischend, zumal Bundesländer in Deutschland und Österreich in erster Linie ihre ansässigen Autoren und damit meist auch Geschichten fördern, die dort spielen. Für den Leser, der das Pech hat, nicht da zu wohnen, fehlt leider allzu oft der Bezug. Bei Hnidek ist das keineswegs der Fall.

Neben der uns allen ganz gut bekannten Gegenwart – samt einer kontroversen Stellungnahme in Prosa zu den Kriegen der USA – finden wir eine Erzählung aus dem alten Ägypten. Darüber hinaus stoßen wir auf die Erinnerungen eines Mönchs aus dem 11. Jahrhundert, die eine überraschende Relevanz für die heutige Zeit besitzen; und einen poetischen Rückblick aufs alte Österreich, jenseits der gängigen Klischees. Hnideks Stil bleibt dabei überzeugend, ob es die heutige Sprache ist oder die vergangener Jahrhunderte.

Als Höhepunkte dieses Bandes möchte ich die beiden letzten Geschichten hervorheben, die auch strukturell am anspruchsvollsten sind. Die kürzeren Texte in diesem Band sind zum Teil atmosphärische Studien und Stimmungsbilder – in ihrem eigenen Recht sehr gut lesbar. Die letzten Erzählungen sind jedoch wie Novellen aufgebaut und auch in puncto Inhalt anspruchsvoll.

Der Münstergeist arbeitet geschickt mit historischer Legende und gegenwärtiger Handlung. Die Erzählung trägt märchenhafte Züge und behandelt einen Flötenspieler, der als vermeintlicher Geist die Besucher der Kathedrale beglückt. Der Münstergeist ist inzwischen alt geworden und sucht einen Nachfolger. Er findet ihn schließlich in einem jungen Menschen, der sich durch Zufall in die hinteren Gemäcker des Münsters verirrt. Geschickt wird dieser Erzählstrang mit einer zeitgenössischen Liebesgeschichte verbunden.

Die letzte Geschichte, namensgebend für den Erzählband, führt uns ins Reich des Fantastischen. Die Romanze zielt hier auf die junge Dame auf einem Ölgemälde ab, die allerdings schon vor über 200 Jahren gestorben ist. Sie kann ihm aber trotzdem auf ihre Art seine Liebe erfüllen. Ein Märchen, nicht unbedingt für Kinder gedacht!

Neben Reflektionen zu den verschiedenen Spielarten der Liebe interessiert sich Hnidek für Machtverhältnisse in zwischenmenschlichen Beziehungen, die er in den Geschichten *Von Herren und Dienern* sowie *Personal* behandelt. Ohne den Leser mit philosophischen Ausführungen zu langweilen, regen die Figurenkongstellationen und ihre Interaktionen zum Nachdenken an. Eine Sammlung äußerst kurzweiliger, gut geschriebener Geschichten, die man sicher mehr als nur einmal zur Hand nehmen wird.

Max Haberich

Elisabeth-Joe Harriet

Bleib du mir künftig vom Leibe

Nie abgesandte Briefe von Frauen an Männer

Verlag Austria Nostra, Klosterneuburg 2017, 69 Seiten

ISBN 978-3-9503556-6-6

Frauen und Männer, Männer und Frauen – ein unerschöpfliches Thema. Beziehungen sind oft geprägt von gegenseitigem (oder manchmal auch einseitigem) Unverständnis, von Missverständnissen, von Unverstand und Verständnislosigkeit. Elisabeth-Joe Harriet lässt in ihrem schmalen Band ausschließlich Frauen zu Wort kommen, die sich in Briefform mit verflochtenen Männern – meist Lieb-schaften, nicht Ehemänner – auseinandersetzen. Diese Briefe wurden – bis auf einen – nicht abgeschickt. Die mit Pseudonymen versehenen Verfasserinnen rechnen ab, erinnern sich vorwurfsvoll, gehässig, lakonisch oder auch geradezu dankbar. Die Adressaten werden mit ironischen Bezeichnungen angesprochen: „Süßer Versager“, „Geliebter Feigling“, „Werter Abgedrückter“, „Liebes Furunker!“ – die Bandbreite der mehr oder weniger liebevollen Charakterisierungen ist beachtlich. Dass die Männer dabei nicht besonders gut aussteigen, überrascht kaum. Arm-seilige Egozentriker, eitle Pfaue, Langeweiler, Fetischisten und Senile: Gottes Zoo ist bekanntlich groß. Bemerkenswert scheint aber der Umstand, dass die Frauen sich in ihren mehr oder weniger lustvollen Abschiedstiraden – vielleicht auch teilweise unfreiwillig – nicht immer von der sympathischen Seite zeigen und manche Eigenschaft outen, die einer gelingenden Beziehung wohl auch nicht zuträglich ist. Sätze wie „Du wusstest von der ersten Sekunde an, dass ich eine Schuhnummer zu groß für Dich war“ verraten doch eine gewisse Überheblichkeit in der Selbsteinschätzung, und die umständliche Inszenierung einer platzenden Hochzeit an-

stelle eines schlichten „Nein“ scheint eher dem Bedürfnis nach sadistischer Theatralik zu entspringen. Ob die Sammlung ein „weibliches Decamerone“ ergibt, sei schon des geringeren Umfangs wegen dahingestellt, unterhaltsam ist die Lektüre allemal, und wenn die geneigte Leserin selbst etwas beizutragen hätte, ist auch dafür Raum. Vielleicht erscheint ja auch ein Folgebänd. Und wer errät, welcher der Briefe tatsächlich abgesandt wurde, kann noch bis 31. Dezember ein signiertes Buch gewinnen.

Ewald Baringer

Ingeborg K. Hoflehner

Stich in die Luft

und wieder nichts mit der Erleuchtung

Vier JahreszeitenHaus Verlag im Münsterland, Münster 2017, 107 Seiten

ISBN 978-3-86999-333-9

Dass Ingeborg Hoflehner auch die präzise Form des Haiku souverän beherrscht – es sind schon mehrere Haikubände von ihr erschienen –, ist sofort ersichtlich. Der vorliegende Band enthält sehr kurze, knappe Gedichte. Trockener, etwas hintergründiger Humor zeichnen sie aus. Mit surrealen Einfällen und auf ironische Weise bringt die Autorin Erkenntnisse zum Ausdruck, mit denen sie uns weder belehren noch erziehen will, aber „denken / nicht verboten!“ Dass die Erleuchtung nicht leicht zu erlangen ist, verrät schon der Untertitel des Buches. Ob sie auch ernsthaft angestrebt wird? Mit wortspielerischer Leichtigkeit heißt es „Der Weg ist das Ziel / so viel Schönes / am Wegrand“ (Seite 87). Mit diesem Schönen am Wegrand hält sich Ingeborg Hoflehner thematisch in Form von Naturstimmen nicht auf. Aber man fühlt, dass es ihr nicht entgeht, dass sie es liebevoll wahrnimmt.

Petra Sela weist in ihrem Vorwort auf den philosophischen Geist des Zen in manchen Gedichten hin. Auch dieser wird von Hoflehner spielerisch eingesetzt, angepöppelt, möchte man sagen, da es mit tänzerischer Leichtigkeit geschieht. Einige Male begegnen wir Sigmund Freud in den Gedichten – mit leichten Vorbehalten gegen seine möglichen Ansprüche an das Ich und seine Einmischungen in die Träume.

Die Klugheit und Lebensweisheit in diesen Gedichten, die thematisch viele Gebiete des Lebens berühren, erschließt sich nicht immer sofort beim ersten Lesen.

Aber man stellt sich schnell ein auf ihren eigenwilligen Ton. Der Titel des Buches „Stich in die Luft“ weist auf die spitze Feder hin, mit der die Autorin zu schreiben pflegt. Aber es ist ein Stich in die Luft, niemand wird verletzt.

Es ist kaum möglich, mit noch weniger Wehleidigkeit über das rasche Vergehen der Zeit zu schreiben: „Augenblick / du bist immer / so schnell wieder weg ... / Die Zeit / ist hinter mir her! / Aber früher / warst du trotzdem / gemütlicher ... / Ja, da schaute die Zeit / auch nicht ständig / auf die Uhr!“ (Seite 52).

Das Buch in reinem Weiß, mit ästhetischen geometrischen Illustrationen von Ingeborg Bauer, ist schön und sorgfältig gestaltet. Den Gedichten ist Raum gegeben, die Zeilen können atmen, oder sogar tanzen? „Worte / ihr wollt tanzen / mit mir / bis zum Umfallen? / und was dann ... / dann liegen wir / im Gras und / der Himmel deckt uns ... / Ein Gedicht! / Da fehlen mir / die Worte!“ (Seite 107)

Elisabeth Schawerda

Manfred M. Hrubant

Willibald Hendl – Fortunas Fügung

Verlag Berger, Horn/Wien 2017, 188 Seiten
ISBN 978-3-85028-807-1

Willibald Hendl ist das dritte Kind des Chemieprofessors Ferdinand Hendl und dessen Gemahlin Johanna, einer Handarbeitslehrerin. Es gibt zwei ältere Geschwister, Gregor und Mathilde, welche beruflich beide erfolgreicher sind als er, aber beide schlechte Ehen führen. Willibald ist Kanzlist im Unterrichtsministerium, und es scheint ihm ein eintöniges finanziell nicht besonders vielversprechendes Leben bevorzustehen, wäre da nicht Ariel, ein Engel, der sich vorgenommen hat, aus Willibald einen Lichtboten zu machen. Deshalb wird ihm ein Lottogewinn von 130 Millionen Euro zuteil, und zudem erfährt er, dass er gar nicht der Sohn des Chemieprofessors ist, sondern einem Seitensprung seiner Mutter mit einem reichen Unternehmer entsprossen ist. Dieser ist jüngst verstorben und hat ihm 10 Millionen Euro vermacht, eine Summe, die sich allerdings gegen die 130 Millionen Lottogewinn fast schon entbehrlich ausnimmt. Willibald wird jedenfalls plötzlich und unerwartet mit Geld überhäuft, erfährt aber von seinem Schutzengel Ariel, dass er für das viele Geld auch etwas tun muss, allerdings nichts Unangenehmes oder Unmoralisches, sondern ganz im Gegenteil: „Du sollst ein Leben in Einklang mit

Gottes Liebe führen und deinen Reichtum teilen“, sagt der Engel zu ihm.

Des Glücks nicht genug, lernt Willibald im Ministerium auch die Juristin Romana kennen, zu der sogleich eine ideale Verbindung entsteht. Willibald und Romana verstehen einander auf Anhieb und gehen gemeinsam daran, ihre Umwelt und ihre Mitmenschen zum Guten zu verändern. „Glaubst du, ich kann als Willibald Hendl die große weite Welt verändern? Das kann ich nicht! Was ich kann, ist, mein Umfeld zu verändern“ sagt Willibald einmal. Nach diesem Credo handelt er. Das viele Geld wird dazu verwendet, der Familie und den Freunden zu helfen.

Willibald unterstützt den geschiedenen Mann seiner Schwester, Peter, der durch die Alimente, die er zu zahlen hat, und durch berufliches Missgeschick in wirtschaftliche Bedrängnis geriet, dabei, eine neue Existenz als Privatdetektiv in St. Pölten aufzubauen, indem er ein Haus kauft und ihm eine Detektei finanziert.

Über Willibald und Romana lernt Peter Constanze kennen, die Freundin Romanas, eine Künstlerin, und die beiden werden ein Paar. Willibald hilft auch Constanze und richtet ihr im selben Haus, in dem sich Peters Detektei befindet, eine Galerie ein. Seinem Bruder Gregor und dessen Frau, welche schon lange ein unerfüllter Kinderwunsch bedrückt, verhilft er mit einem sehr unkonventionellen, aber wirksamen Rat zu Nachwuchs.

Mathilde, seine Schwester, befreit er hingegen von deren gewalttätigem neuen Freund, und seiner Freundin Romana stellt er eine Anwaltskanzlei in Aussicht, wenn sie die dazu nötigen Prüfungen bestanden hat. Die Großmutter Romanas, welche sie nach dem frühen Unfalltod ihrer Eltern bei sich aufzog, bekommt eine neue barrierefreie Wohnung in Böheimkirchen statt ihrer alten in Wien, und mit seiner Freundin leistet er sich ein liebevolles Beisammensein in angemessenem Luxus. Ein Griechenlandurlaub wird gebucht, der ihnen unvergesslich ist. Nach diesen guten Erfahrungen wird die ganze Familie zu einem weiteren Urlaub nach Griechenland eingeladen, wobei Mathilde endlich den Partner findet, der zu ihr passt.

Nach Österreich zurückgekehrt, heiraten Willibald und Romana sowie Peter und Constanze in Böheimkirchen im Rahmen einer Doppelhochzeit.

Der altruistische Zug, welcher durch das ganze Buch weht, erfrischt, der Leser findet sich in einer Welt wieder, die nicht verzweifeln lässt, sondern Hoffnung macht. Es herrschen keine Enge und keine Not, es darf angenommen werden, dass Willibaldds Hilfen, gemeinsam mit seinem Schutzengel, seine Freunde und Verwandten nachhaltig auf den rechten Weg geleitet haben.

Gegen Personen, welche seine Freunde bedrohen, geht Hendl jedoch mit Andro-

hung von Folter und mit Erpressung vor, was die versöhnliche Stimmung stört. Weniger drastische Handlungsweisen hätten dem Geist der Geschichte gewiss nicht geschadet. Wenngleich die Aktionen gegen Bösewichte gerichtet sind, befremden sie doch etwas bei einem „Lichtboten“.

Die zentrale Aussage ist jedoch klar: Seinen Freunden ein guter und verlässlicher Kamerad zu sein, der hilft, wo er kann, zahlt sich aus, und die Welt kann schon verbessert werden, wenn man damit in seinem eigenen Umfeld beginnt.

Zu erwähnen wäre auch noch die Umschlaggestaltung von Martin Spiegelhofer, ein geheimnisvolles stilles Bild mit einem Engel, das Neugier auf Willibald Hendl's Geschichte erweckt.

Bernhard Heinrich

Eva Kittelmann

Ergründungen

Gedankenlyrik

Edition Doppelpunkt, Wien 2017, 130 Seiten
ISBN 978-3-85273-210-7

Einen zentralen Gedanken formuliert Eva Kittelmann im Gedicht mit dem Titel »Wenn«, dessen Beginn lautet: »Wenn / du auch keine der Antworten / heute schon weißt, / es geht um die Fragen / sie überhaupt stellen / (...)*«* (S. 42). Diese Passage passt perfekt zum Zusatz des Untertitels, der da heißt: »Um in den Fragen zu bleiben«. Die 1932 geborene Autorin sammelt in ihrem Band »Ergründungen« Gedankenlyrik, die im Rahmen der Veranstaltungsreihe Lyrisches Philosophicum der Plattform Bibliotheksinitiativen über die Jahre entstand. Im Nachwort des Buches verrät Kittelmann, dass viele der enthaltenen Gedichte nur ein einziges Mal bei einer dieser Lesungen vorgetragen wurden und danach quasi im Privatarchiv der Autorin verschwanden.

Das Buch sammelt ruhige Gedichte, die zum Einhalten und Nachdenken einladen. Freie Rhythmen, die zumeist in mehreren Strophen angeordnet sind. Eindringliche Bilder und Passagen, die Lesende mehrmals lesen sollten, um die Bedeutungsebenen und mit ihnen die Vielschichtigkeit der Verse auszuloten. Die mehrfache Lektüre ist geradezu notwendig, damit die Texte ihre Wirkung voll entfalten können. »Ich denke / dass ich ein Meer bin / dem schon / ein einzelner

Mondstrahl / den Widerstand zeigt / gegen die Wahrheit des Himmels.« (S. 74).

Es scheint mir kaum möglich, die Gesamtheit einer Sammlung von Gedankenlyrik bündig zu beschreiben. In vielen Texten geht es jedoch um das Sein und ums Leben. Einen diesbezüglich geradezu exemplarischen Bogen spannt etwa das Gedicht, dessen Titel aus dem bekannten griechischen Spruch »Panta rhei« besteht. Am Ende des Gedichtes heißt es: »(...) / Der Fluss, der sich bewegt / der nach dir leckt / und dieses große Boot // gefügt zum Mutterschoß – / wird aufgelöst zum Floß / für deine Schussfahrt / in den Tod.« (S. 21). Zwar musste ich bei der Lektüre erst einmal schlucken, doch ist nicht von der Hand zu weisen, dass allein diese Verse ein gutes Stück Wahrheit enthalten. Ganz im Sinne von: »Wir kennen den Befund / doch übersehen mit Leichtigkeit / was wirklich war.« (S. 45).

Der Lyrikband „Ergründungen“ erschien in der Edition Doppelpunkt der Erika Mitterer Gesellschaft. Die Gedichte sind in mehrere Abschnitte unterteilt, die ein Motto vorgeben, wie etwa »Hinter die Spiegel zu reisen« oder »Landungen«. Das Buch lädt zum Schmöckern ein und zum Verweilen: Gedichte, die in maßvollen Portionen genossen und immer wieder gelesen werden wollen. »Wir sind diese Elementaren: / wir kreisen und fahren / seit jeher in Sterne hinein, / die wir nicht kennen – / aber ein Ort ist bestimmt, / wo wir bleiben.« (S. 80).

Klaus Ebner

Ingeborg Kraschl

In Träume fallen Rosenblätter

Gedichte

Arovell Verlag, Wien 2016, 154 Seiten

ISBN 978-3-902808-95-0

»Betriffst du fernes Land / und drängt sich / fremdes Wort / zwischen dich und den andern / so legt man / Musik in deine Augen / reicht dir den Becher / und lässt dich / eine Umarmung träumen.« So beginnt ein Gedicht, das offensichtlich im Eindruck der sogenannten Flüchtlingskrise geschrieben wurde, es handelt von einer Person (ob Mann oder Frau, geht aus dem Text nicht hervor), die ihr Land verlassen musste und alles verloren hat. Die letzten beiden Verse des Gedichtes lauten »Du stehst am Abgrund. // Dein Haus liegt in Trümmern.« (S. 18). Die oben zitierte erste Strophe wirkt überaus lyrisch und lädt direkt zum Träumen ein

(nicht nur wegen des abschließenden Zeitworts), bevor sich das abgehärmte Antlitz einer Person herauschält, die vor dem Krieg floh.

Ganz anders hingegen »Das Lachen der Jugend / begleitete sie / und auch ihr Übermut // (...)«, ein Gedicht über jugendliche Leichtigkeit im Alter; es endet mit den Zeilen »Torheit und Leichtsinn / lösten sich aus den Wolken // dichte Bäume umstellten / verflossene Jahre // und gaben der Erfahrung / keinen Raum« (S. 63).

Die in Linz geborene und seit Langem in Salzburg lebende Ingeborg Kraschl legt mit „In Träume fallen Rosenblätter“ ein Buch vor, das inhaltlich recht unterschiedliche Gedichte vereint. Formell arbeitet sie in allen Texten mit freien Rhythmen und verzichtet auf Satzzeichen. Das ermöglicht einen ungebremsten Lesefluss, und die Verseinteilung sorgt dafür, dass die Aussagen stets klar bleiben.

Viele Gedichte haben mit menschlichen Beziehungen zu tun, mal klingt Politisches, mal Religiöses an, sprachliche und inhaltliche Ästhetik steht im Vordergrund. »Wind fängt sich / in meinen Schultern / und treibt mich fort / und trägt mich / lässt mich / ins Vergessen gleiten« (S. 60). Viele der Verse vermitteln eine geruhsame Stimmung, wie etwa jene Strophe im Gedicht »Herbsttag«, in der es heißt: »beinahe lautlos / singen die Bäume / und du atmest / Träume einer Heimkehr« (S. 92).

Ingeborg Kraschls Lyrikband erschien 2016 im Arovell Verlag, der – nach zwei Jahrzehnten im oberösterreichischen Gosau – seinen Hauptsitz seit Kurzem in Wien hat.

Klaus Ebner

Linda Kreiss

Sternensohn

Briefe an mein entschlafenes Kind

Goldegg Verlag, Wien 2014, 233 Seiten

ISBN 978-3-902991-07-2

In unserem abendländischen Kulturkreis, in welchem der Tod eines geliebten Menschen – sieht man vom erlösenden Ende eines Leidensweges ab – trotz christlicher Unsterblichkeitslehre als schlimm und belastend empfunden wird, gilt der Schmerz der Eltern, insbesondere jener der Mutter, die ihr eigenes Kind begraben

muss, gemeinhin als an Tragik kaum zu überbieten. Eine Steigerung der Tragik ist aber sicher dann gegeben, wenn ihrem springlebendigen, aufblühenden, sechsjährigen Kind die Diagnose einer unheilbaren Krankheit gestellt wird, welche ihm nur mehr wenige Jahre zu leben gibt.

Der Autorin ist dieses Schicksal – man muss es als solches bezeichnen – widerfahren. Ihr Sohn Tilman litt unter der unheilbaren Mukoviszidose und starb – entgegen ärztlicher Vorhersage – im achtundzwanzigsten Lebensjahr. Die Eltern mussten, nach jahrzehntelangem Kampf gegen diese Krankheit, schlussendlich doch die Zustimmung zur Abschaltung lebenserhaltender Maschinen geben, da der Sohn nach der letzten einer ganzen Reihe von Operationen aus der Narkose nicht mehr erwacht war. In den Augen der Mutter war er bereits ‚entschlafen‘ und in eine andere Dimension entrückt, wo es ihm wohler gehen würde.

Bis in die 83. Woche nach seinem Ableben schreibt die Mutter dem ‚lieben Sohn‘ wöchentlich einen Brief und lässt ihn so am Leben der Eltern gewissermaßen weiterhin teilnehmen. Anfänglich dominieren Schmerz und Trauer ihre Zeilen, und sie leidet besonders darunter, dass er nicht mehr da ist. Denn – und dies zieht sich durch fast alle Briefe – die Krankheit des Sohnes war für sie nie eine Belastung. Auch in den letzten Jahren nicht, als Operationen, Medikamente, Sauerstoffflaschen und Rollstuhl den Alltag bestimmten. All dies hat ihre Hingabe und Liebe zu ihm nie verändert. Einer Liebe, die für sie deshalb so beglückend war, weil sie vom Sohn erwidert wurde. Sie hat diese heimtückische Krankheit des Kindes schon bald als unvermeidbare akzeptiert und alle Kraft darauf verwendet, ihm zu helfen, ihn zu unterstützen und ihm ein Leben nach seinen Vorstellungen zu ermöglichen. Sie hatte lange Erfolg mit ihren Bemühungen, denn der Sohn stellte sich seiner Krankheit in ähnlicher Weise. Kein Klagen, keine Verzweiflung, zu welcher es durchaus zahlreiche Anlässe gegeben hätte. Wenn auf Fortschritte böse Verschlimmerungen eintraten, wenn Hoffnungen zunichte gemacht wurden, wenn scheinbares Wohlbefinden des Kindes mit Übervorsicht und zeitweisem Verzicht auf Lebensqualität für alle in Verbindung stand. Von all dem schreibt sie ihm, erzählt sie ihm bis ins Detail und ist dabei in ihrer Ausdrucksweise nicht nur feinfühlig und authentisch, sondern auch literarisch hochklassig.

Der Leser/die Leserin erkennt bald, dass diese Frau die Kraft gehabt hat, das Schicksal ihres Sohnes zu bejahren. Eine Kraft, die sie auch aus der Liebe geschöpft hat, die ihr der Sohn nicht nur aus Dankbarkeit, sondern auch aus sich selbst heraus, entgegenbrachte. Diese Liebe und jene ihres Mannes begleiten sie durch einundzwanzig, nie als schwer empfundene Jahre bis zum unvermeidlich letzten Augenblick.

All das erfahren wir aus ihren Briefen und aus verschiedenen Rückblicken, die – vermutlich aus Tagebuchaufzeichnungen – den Werdegang des Sohnes, sein Streben nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit in einem Leben beschreiben, welches trotz Krankheit ein erfülltes und befriedigendes sein sollte. Dazwischen finden sich Traumerzählungen und Gedichte, welche die Gefühlswelt der Autorin in diesen Jahren widerspiegeln.

Offen und ehrlich sind diese Briefe, auch in jenen Passagen, in denen sie dem Sohn von ihren Zweifeln erzählt, die sie regelmäßig heimgesucht haben. Anfangs noch die Hoffnung, man habe bei der Diagnose nur die Patienten verwechselt, später – immer öfter – die Frage, ob man alles richtiggemacht hat, ob man nicht hätte früher ins Spital fahren müssen, ob sie nicht dies oder das noch hätte machen können. Besonders in der Zeit, als der Sohn endlich die lang ersehnte und Hoffnung gebende Lungentransplantation überstanden hat und sich ein neues Leben für ihn eröffnet hat. Leider nur für kurze Zeit. Am letzten Abend seines Lebens hat sich der bereits zu Tode ermattete Sohn bei der Mutter dafür bedankt, dass sie das alles für ihn mitgemacht hat, worauf sie in ihrem ersten Brief schreibt, dass „...sie gerne noch viel mehr mit ihm hätte durchstehen wollen.“

In jenen Briefen, die sie mehrere Monate nach dem Begräbnis schreibt, lässt sie ihn wissen, dass sie gewissermaßen ins Leben zurückgefunden hat. Sie übersteht eine Krebskrankheit, unterzieht sich einer Hallux-Operation, sie geht anschließend auf Kur, beginnt wieder zu malen, und sie besucht mit ihrem Mann jene Orte auf der Welt, wo sie mit ihrem Sohn einst war. Sie berichtet von Menschen, die ihn gekannt haben, und von Veränderungen, die seither eingetreten sind. Würden diese Briefe nicht mit „Mein lieber Sohn!“ beginnen und mit „Ruhe in Frieden!“ enden – es könnten durchaus auch solche an den Ehemann oder eine andere, nahestehende Freundin sein.

Besonders berührend und zugleich vielsagend ist das Kapitel „Trauer als Separation“. Es ist kein Brief, sondern ein Essay über die Einsamkeit, der mit dem Satz beginnt: „Die Erfahrung, das eigene Kind an den Tod zu verlieren, separiert für immer von anderen Menschen. Wie kann ein anderer verstehen, was es heißt, den jahrelangen Kampf gegen eine Krankheit verloren zu haben, dieser Niederlage ins Auge sehen zu müssen.“ Deshalb meidet sie immer öfter Menschenansammlungen, kann das belanglose Geplauder, den Smalltalk, nicht ertragen und hat nur mehr das Bestreben, sich mit Menschen auszutauschen, welche ihre Befindlichkeit glaubhaft nachempfinden können.

Gegen Ende des Trauerjahres verwendet sie immer öfter die Anrede „Sternen-

sohn“. Diese rührt daher, dass sie erkennt, dass ihr Sohn gewissermaßen der gute Stern in ihrem Leben war. Er ist nur woanders hin entschlafen. Aber der Stern leuchtet ihr.

Im Anhang des Buches finden sich zwei wunderbare Geleitworte zu diesem außergewöhnlichen Band.

Christa Nebenführ bringt Abschied, Trennung und Trauer in Beziehung zu Michelangelos Pietà und stellt deren ausstrahlende Ruhe jener des Buchtitels gegenüber. Prof. Mander endet seine Betrachtungen über Linda Kreiss' Werk mit dem Satz „...denn in solcher Prüfung so zu bestehen, schöpft aus den tiefsten, bestimmenden Quellen des zeitenübergreifenden, ja zeitenthobenen Menschlichen.“

Dem hat der Rezensent nichts hinzuzufügen. Außer der Feststellung, dass „Sternensohn“ einer literarischen Auszeichnung wert wäre.

Michael Stradal

Rudolf Kraus

alpha(ge)bet

sprachminiaturen

Mit einem Vorwort von Beppo Beyerl

Verlagshaus Hernalz, Wien 2017, 67 Seiten

ISBN 978-3-902975-31-7

Das schmale Büchlein von Rudolf Kraus liegt gut in der Hand. Die Ausführung mit hartem Einband ist sehr ansprechend, besonders mit dem Bild eines plastisch wirkenden Farbpinselstriches, in dem sich ein herbstliches Blatt eingedrückt hat. Dadurch wird man nachdenklich gestimmt.

Diese Sprachminiaturen brauchen ganz selten einen Reim, keine Satzzeichen, nur Zeilenbrüche. Ihre Anfangsbuchstaben sind die 26 Buchstaben des Alphabets. Eine eigene Sprachmelodie hat aber doch fast jeder Text. Ob der Autor auch im Stillen gedacht hat, das eine oder andere Gedicht als Gebet zu sehen? Im Buchtitel verwoben ist das Wort „gebet“. Ein Beispiel dafür ist im Text „weg“ zu finden: „erst im gehen/wird der weg/zum weg/ im kopf zieht/stille ein/die zweifel/zweigen ab/ schließlich/stehst du/dir/nicht mehr im/weg“.

Die Gedichte von Rudolf Kraus sind sprachlich auf ein Mindestmaß reduziert

und geben dem Leser viel Freiheit, sich selbst noch Gedanken zu machen, vielleicht die Gedanken noch weiter zu führen.

Inhaltlich ist die Palette der Themen weit gestreut. Es gibt berührende Liebesgedichte wie zum Beispiel beim Buchstaben a: „anfang/komm/wir teilen uns/den nächsten atemzug/und die sehnsucht/das glück und/den tod“. Es gibt Lebenserfahrungen über unsere menschlichen Schwächen wie im Gedicht „jähzorn“. Der Text „erbarmungslos“ zeigt die Tragik, das kleine Glück nicht genießen zu können.

Zeitkritische Gedanken finden sich in den Gedichten „punk“ und „rock'n'roll“.

Auch der Humor kommt nicht zu kurz. Über das heute allgemein bekannte Facebook, das er im Titel „fratze/n/buch“ nennt, macht er sich eigene Gedanken: „in meinen/handschriftlichen notizen/findet sich kein/was machst du gerade?/kein daumen hoch/gibt aufschluss/über mein soziales geflecht/und wiederum/teile ich/keine seite mit euch.“

Die dunklen Seiten des Lebens - Zweifel, Nacht, Traurigkeit - werden angerissen, aber enden in positiven Bildern wie in dem Gedicht „illusion“, wo es am Ende heißt: „draußen vor der tür/ blühen rote rosen“.

Ich denke, dieses kleine Büchlein wird seine LeserInnen finden, sei es als Geschenk oder kleines Mitbringsel – es wird viel Freude bereiten.

Ilse Pauls

Ingrid Maria Lang

Himmelstoß

myMorawa, Wien 2017. 392 Seiten

ISBN 978-3990573181

Enttäuschte Erwartungen schmerzen am meisten. Die Ankündigung für das Buch „Himmelstoß“ hat einen besonderen und eindringlichen Gedankenfilm beim Rezensenten in Gang gesetzt. Österreichisches Kino und die 50er und 60er Jahre. Das ist ein Thema. Die Welt war noch in Ordnung oder wurde via Film wieder in Ordnung gebracht. Die Frauen nahmen den Platz ein, der ihnen schon immer zugedacht war. Ein spannendes Thema. Auf der Rückseite die Verheißung, dass hier an Hand von drei Generationen Frauengeschichte geschrieben werde und drei

Frauen versuchen, „ihre Visionen und Träume entgegen den gesellschaftlichen Vorgaben durchzusetzen“.

So angestachelt begann die Lektüre, und eine gewisse Ernüchterung und Ratlosigkeit setzte nach wenigen Seiten ein. Das Lokalkolorit hat mich getröstet und mich zum Durchhalten angestachelt, Hietzing und die italienische Halbwelt und geheime Spiele in Hinterzimmern, und immerhin blitzt ein Schreiben mit ungewohnten Wendungen und Formulierungen durch. „Drei Frauen, die so augenfällig aus dem kleinstädtischen Gepräge hervorstachen wie Champagnerflöten zwischen Bierkrüglern.“

Nach rund 40 Seiten beginnt die Geschichte in geregelten Bahnen zu fließen. Die ersten Kapitel markieren den Aufbruch in der Geschichte der drei Frauen: Marlene hat bereits einen Schneidersalon, Adele – ihre Mutter – arbeitet in einer Filmzeitschrift in Wien, und Marlenes Tochter steht vor dem Vorsprechen in München. Was folgt, ist die Rückblende und die Beantwortung der Frage, wie es dazu kam.

Der Film spielt bei Marlene eine Rolle, es Befreiung zu nennen, wäre übertrieben aber zumindest mehr zu wollen als die Kleinstadt und die Männer zu bieten haben ist bereits ein Fortschritt. „Die Fuhrmannwelt ist ein wie mit der Maurerwaage geprüftes, schnurgerade eingegrenztes Hoheitsgebiet, innerhalb dessen der Mann die Staatsgewalt ausübt und die Frau sich den festgeschriebenen Gesetzen zu beugen hat.“ Analyse und soziologische Zusammenfassungen wie hier ersetzen zuweilen das Erzählen, das praktische Beispiele für derartige Einschätzungen liefern könnte. Ein weiteres Beispiel ist der Satz über die politische Einstellung des Großvaters. „Was sie nicht mitbekommt ist, dass Großvater Ernst, tief verbunden der These einer Einheit von Volk und Staat, nicht müde wird, in der Familie weiterhin nationalsozialistische Ideen und Ziele zu vertreten, als Bomben fallen, Menschen sterben, Häuser in Schutt und Asche liegen und die Brandwolke der Hoffnungslosigkeit die Tage verdunkelt“.

Das Problem der Geschichte ist, dass Geschichte erzählt wird, aber nur selten stattfindet. Wo dies passiert, nimmt die Geschichte an Fahrt auf. Wie im Fall mit der NS-Einstellung des Großvaters ist es auch mit der Verortung der Kleinstadt, die irgendwo im Umfeld von Wien liegt. Nicht dass es wichtig wäre, wo dieses Himmelstoß liegt, aber wenn es schon nicht auf der Landkarte zu finden ist, dann sollte es so beschrieben werden, dass jede Kleinstadt sich angesprochen fühlen muss. Die Schilderung der Mechanismen der Personen kommt einerseits zu kurz, andererseits wird auf Szenen wie jene, als Elisabeth von ihrem kleinen Bruder in den Keller gesperrt wird, mehrmals Bezug genommen, und Details von Nebenfi-

guren werden geboten, die eher dem Genre des journalistischen Schreibens zugeordnet werden muss.

Der Schneidersalon von Marlene floriert, Adele übersiedelt nach Wien, und Elisabeth muss sich mit ihrem neugeborenen Bruder ärgern und zur Kenntnis nehmen, dass ein Bub mehr zählt als ein Mädchen.

Die Erwartungen werden enttäuscht, da mehr möglich gewesen wäre, denn das Material ist vorhanden. Dass die Autorin zu viel will, wird am Schluss deutlich. Es kommt einem vor wie eine Marathonläuferin, die schon mit der Luft zu kämpfen hat und mit allen Umständen das Ziel erreichen will. Umgesetzt auf die Geschichte der drei Frauen und ihrer Begleiter bedeutet das, dass alles noch zu Ende gebracht werden muss, und wenn es auch nur in einem Nebensatz ist. Eine Beschränkung auf den Film, die Filme der Zeit – auch ohne den Abdruck von Handlungsanleitung für vorsprechende Schauspielerinnen –, eine Beschränkung auf weniger Personen und ein struktureller Blick – hätten dem Ganzen gut getan.

Dass im Roman immer wieder auch dokumentarisches Material eingestreut wird, hat so seine Tücken. Für die Geschichte unerheblich, aber für einen Historiker schmerzlich ist die Passage über das Kriegsende. „Am Samstag, den 28. April 1945 überschreiten amerikanische Truppen bei Vils in Tirol die österreichische Grenze. Die Zeitung ‚Neues Österreich‘ vermeldet, dass die demokratische Republik Österreich wiederhergestellt und eine provisorische Staatsregierung gebildet wurde.“ Kalendarisch mag das richtig sein, aber die frühe Bildung einer österreichischen Regierung hat nichts mit den amerikanischen Truppen, sondern mit der Befreiung durch die Rote Armee zu tun. Und bei diesem Punkt noch ein weiterer Hinweis. Himmelstoß liegt im Umkreis von Wien, und das war bekanntlich russisch besetztes Gebiet. Das spielt so gut wie keine Rolle im Roman, was angesichts der Realität unwahrscheinlich anmuten muss. So bemüht um Details die Autorin ist, manches Mal scheint es, als würden die Personen im luftleeren Raum agieren. Mehr Bodenhaftung täte gut.

Wenn Ingrid Maria Lang mit der Wut im Buch gegen Mächtgern-Machos, seien sie in der Filmbranche tätig oder Besitzer von Drogerieketten, angeschrieben hätte, wäre es besser geglückt, denn Szenen wie die sexuelle Belästigung nach dem Dreh in den Rosenhügelstudios oder die Demütigung Elisabeths im Gartenhaus sind so eindringlich, wie Literatur sein soll.

Robert Streibel

Norbert Leitgeb

Glut oder Wolke

Gespräche an der Himmelstür

Treborn-Verlag, Graz 2017, 192 Seiten
ISBN 979-3950385921

Der Untertitel des neuesten Gedichtbandes von Norbert Leitgeb „Gespräche an der Himmelstür“ gibt den Inhalt des kurzweiligen Werkes vor. Der Autor kann auf eine umfangreiche Werkliste verweisen, die Gedichte und Kurzgeschichten, Kinderbücher und Fachbücher (der Autor ist u.a. Vorstand des Instituts für Health Care Engineering) umfasst.

Die Idee von Gesprächen an der Himmelstüre mit dem Apostelfürsten Petrus ist bestrickend und bietet viel Stoff für heitere Wortduelle mit dem „Himmelswächter“, die der Autor in einer Kurzgeschichte und in 57 Gedichten darstellt. Eine Vielzahl köstlicher Verse, scheinbar mühelos gezimmert, beschreibt das Wesen der an der Himmelstüre Einlass begehrenden Verstorbenen, die durchaus einen Querschnitt durch die Gesellschaft abbilden.

Die aus der Sicht des Rezensenten interessantesten Gespräche sind jene, die mit einer Abweisung des Himmelspräsidenten enden. Dieser Bann trifft – nicht unerwartet – den Literaturkritiker, den Beamten und den Juristen. Hingegen lässt Petrus u.a. bei der Schwiegermutter, beim Alkoholiker und beim Autofahrer Milde walten. Wer wissen möchte, wie es einem Politiker und einem Journalisten an der Himmelspforte ergeht, muss das humorvolle, geistreiche und vergnügliche Buch lesen.

Wolfgang Groiss

Norbert Leitgeb

Klopfgeräusche

Himmliche Dialoge

Treborn Verlag, Graz 2017, 201 Seiten
ISBN 978-3-9503859-3-9

„Wer klopft an?“ So beginnt bekanntlich ein vorweihnachtliches Kinderlied, welches die Herbergsuche von Josef und Maria zum Inhalt hat. Ähnliches dürfte

sich der Heilige Petrus in Norbert Leitgeb's höchst unterhaltsamen Gedichtband gefragt haben, denn an der Himmelspforte klopft es ununterbrochen. Allerdings sind es nicht erlöste Seelen, die Eingang in die ewige Glückseligkeit erwarten, sondern Tiere. Eines nach dem anderen, vom Adler bis zum Ziegenbock, klopft an und wird vom erstaunten Himmelsportier eingehend befragt, aufgrund welcher guten Taten es sich für geeignet halte, ins Paradies einzuziehen.

Daraus entwickelt sich – durchgehend in Form von Paarreimen – eine durchaus amüsante und teilweise psychologisch einfühlsame Diskussion, die mitunter sogar recht hitzig ausfällt, denn Petrus ist ganz und gar nicht gewillt, aus dem Paradies eine Menagerie zu machen. Dabei argumentieren beide Seiten mit der Bibel, den Überlieferungen und Bildern aus der nordischen und griechischen Mythologie, der Literatur und der alltäglichen Umgangssprache, die bekanntlich viele Tiere als Schimpfworte verwendet.

Doch Petrus ist ein sehr strenger und mitunter ungerechter Wächter, der nur allzu oft nach eigenem Gutdünken den Eintritt verwehrt. Von den siebenundfünfzig Himmelsanwärtern schafft es nicht einmal ein Drittel, den Schlüsselbewahrer von seinen Wohltaten für die Menschen zu überzeugen. Darunter solche, die man mit dem Paradies nicht unbedingt assoziieren würde. Das Chamäleon, die Schlange (!), das Stinktier oder der Pfau. Bemerkenswert, dass demgegenüber – dem Heiligen Geist zum Trotz! – der Taube der Einflug verwehrt wird. Gleiches wäre um ein Haar dem Fisch passiert, hätte nicht Gott selber eingegriffen und dem Symbol des Sohnes das Paradies eröffnet. Den Storch lässt Petrus letztendlich nur deshalb ein, um bei der Jungfrau Maria nicht in Ungnade zu fallen.

Fast immer haben die Tiere die klügeren Argumente. Sie weisen darauf hin, dass Gott sie geschaffen hat, wie sie sind, und sie nichts dafür können, wenn sie – wie Fliege und Floh beispielsweise – dem Heiligen Petrus sogar an der Himmelspforte auf die Nerven gehen. Beide schaffen es übrigens, gegen seinen Willen hineinzukommen. Der Floh im Bart des Petrus, die Fliege, weil sie schneller ist als dessen Hand. Nur der Schmetterling ist eine Ausnahme. Den hätte Petrus gerne eingelassen, allein der Flatterling war darauf nicht erpicht. Er sei schon jetzt, auch ohne Paradies, glücklich und zufrieden.

So reiht sich ein Tierkapitel an das andere, wobei der Leser/die Leserin durchaus darauf gespannt sein kann, welche Argumente für den Paradieseintritt ins Treffen geführt werden und welche dagegen. Da schimmert mitunter Feinsinniges durch, aber auch Gesellschafts- und Religionskritik. So wird dem Affen der Eintritt verweigert, weil er mit seinen Späßen Heiterkeit bringen will („S' ist höchste Zeit,

dass ihr mehr lacht, statt dumpf auf Wolkenbänken hocken und sauermienisch zu frohlocken.“). Auch Hinweise auf die Ausrottung durch den Menschen (Elefant wegen Elfenbein) lässt Petrus nicht gelten, hingegen gewährt er gnädig dem Rentier Einlass, weil Santa Claus und Schlitten aus der Mode gekommen sind.

Einen besonderen Platz nimmt die Eule ein. Sie nimmt dem kritischen Paradieswächter durchaus klug den Wind aus den Segeln. („Wer übel denkt, wird Übles finden. Man glaubt zumeist nur, was man möchte, ans Gute schwerer, als ans Schlechte.“) Sie, das Symbol der Weisheit, sieht diese darin, nicht immer alles erforschen und unbedingt wissen zu müssen. Sie darf natürlich ins Paradies, in welchem Petrus im etwas längeren Schlusskapitel, überschrieben mit „Portier“, ihre Gestalt annimmt und damit einen unbekanntem ‚er‘ am Paradiestor maßlos verwirrt. In einer in Prosa gehaltenen Unterhaltung überzeugt der Eulen-Petrus den Paradiesanwärter, dass es ja nur die menschliche Vorstellungskraft ist, die das Paradies inklusive Gott und Engeln in menschenähnlichen Gestalten annimmt. Ob Gott ein alter Mann oder eine Eule ist, sei doch für sein Gott-Sein egal. Das gleiche gelte für Engel und die anderen Paradiesgestalten. Also auch für ihn, Petrus!

Da die finale Überraschung nicht vorweggenommen werden soll, wird verschwiegen, wie sich diese Verwirrung letztendlich löst. Nicht verschwiegen wird hingegen die Feststellung, dass das vorliegende Werk ein weiterer Beweis für die Fantasie und den Humor des erfolgreichen Autors ist, der seinen im Autorenportrait angeführten sechzehn Kurzgeschichten, Kinderbüchern und Gedichtbänden einen weiteren hinzufügen kann.

Michael Stradal

Florica Madritsch Marin

Schrei des Schweigens

Verlag Bibliothek der Provinz, Weitra 2016, 62 Seiten
ISBN 978-3-99028-476-6

Florica Madritsch Marin führt ein Leben in zwei Sprachräumen, als in Brăila gebürtige Rumänin im rumänischen Sprachraum und als seit 1992 in Wien lebende österreichische Staatsbürgerin im deutschen Sprachraum. Sie hat Theater-Regie in Bukarest studiert und war bei der Theatergruppe „Primavera“ tätig. Ihre Buch-

publikationen beinhalten Lyrik. Zehn wurden in rumänischer Sprache veröffentlicht, fünf in deutscher Sprache.

Ihre Übersetzer-Arbeit erfolgt sowohl als solche „in die“ deutsche als auch „aus der“ deutschen Sprache. Für das ins Deutsche übersetzte Buch „Omag“ des rumänischen Autors Nichita Stănescu erhielt sie den Übersetzer-Preis des Rumänischen Schriftstellerverbandes.

Vom Deutschen ins Rumänische übersetzte Florica Madritsch Marin unter anderem Thomas Bernhard, Peter Turrini und Friederike Mayröcker.

Ihre Lyrikpublikationen in deutscher Sprache erschienen in den Jahren 1993 (zweisprachig): „Die Porzellanfrau“, 1999 das Erzähl-Gedicht „Leda“, 2000 „Die Farbe des Mohns“ und 2003 „Nocturne“.

Im Rahmen des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes war sie in allen drei Anthologien („Vom Wort zum Buch“, „Gedanken-Brücken“ und „Kaleidoskop“) mit Beiträgen vertreten.

Sprachlich dichte Naturbeobachtung und Erlebnisverse enthält dieser Band „Der Schrei des Schweigens“, Artikulierungen des Schmerzes und des Leidens, des Nicht-mehr-Gehorchens des Körpers, dezent formuliertes Endzeitliches wie „Schmetterlinge im Oktober“, emotional Zwiespältiges wie das Sammeln der Gaben und Geschenke mit Furcht, das sich verschleiernde Auge, der sich mehr und mehr entstellende Leib, die Frage „Was ist mit dir Kind, warum sitzt du hier im Dunkeln?“, den Suizid hoffnungsvoller Menschen, das Verstummen des Vogelgesangs beim Drohen der Gefahr, das Aufbrechen der eiternden Geschwüre, das Abkratzen des Schorfes, den freudigen Blick auf die Schmerzen anderer mit dem Gefühl der Erleichterung, wenn einer noch mehr leidet, das Erzeugen schwermütiger Geduld.

Als abschließende Beurteilung möchte ich die Zitierung des paradoxen Buchtitels und den kürzesten Text des Buches, der auch ein neun Seiten umfassendes Langgedicht enthält („Oh Gott. Du beißt in den Apfel und ich spüre den Geschmack“) hervorheben und betonen.

Die Autorin kommt aus einer Wortwelt, aus der heraus immerhin literarische Schwergewichte wie Paul Celan oder Herta Müller höchste Wertschätzung erwarbten. Jedenfalls ist Florica Madritsch Marin mit diesem in memoriam ihres Mannes zugeeigneten Buch ein beachtenswerter Wurf gelungen.

Alfred Warnes

Brigitte Meissel

Damals auf Rhodos...

Liebeserklärung an eine Insel

Wolfgang Hager Verlag, Stolzalpe 2017, 109 Seiten
ISBN 978-3-903111-28-8

Brigitte Meissel und ihr Mann Wilhelm Meissel, „dem dieses Buch dankbar gewidmet ist“, begannen in der Mitte der achtziger Jahre ihre Entdeckungswanderungen auf Rhodos, kehrten Jahr für Jahr wieder, erlebten die Insel zu verschiedenen Jahreszeiten und wurden zu Kennern und Liebhabern ihrer zahlreichen versteckten Kostbarkeiten und Schönheiten. Das Buch ist aus verschiedenen Motivationen entstanden: als Gedenken an Wilhelm Meissel, von dem auch einige Gedichte und ein Prosatext aufgenommen wurden, und als „Gedenken“ an die Kunstschatze und archäologischen Fundstellen der Insel, von denen viele nicht mehr zu finden sind. Sie wurden von Vegetation überwuchert oder der Verwitterung preisgegeben.

Das Buch wird von der Liebe zu Rhodos, zu seinen Menschen und deren Gastlichkeit, von der Entdeckungslust und -leidenschaft des Ehepaares Meissel und von dem Glück des gemeinsamen Erlebens getragen. Erinnerungen werden in Brigitte Meissels Beschreibungen zu blühender, sinnlicher Gegenwart. Ihre Sprache hat den natürlichen Fluss einer Erzählerin und lässt Bilder von uralter Kunst in einer Landschaft, die von Harz- und Kräuterdüften erfüllt ist, beim Leser entstehen. Das Beschriebene wird lebendig.

Brigitte und Wilhelm Meissel hatten das Glück, Rhodos noch vor den großen Touristeninvasionen kennenzulernen. Dennoch war die erste Berührung die mit „einem Fünf-Stern-Hotelbunker“ und der „Urlaubsmaschinerie internationaler Prägung“. Dieses Milieu fliehend machten sie sich mit einem kleinen Mietauto auf Entdeckungsfahrten über Stock und Stein. Immer etwas Neues aufspürend, all die kleinen weißen Klöster auf Bergkuppen, durch duftende Pinienwälder oder ausgedörrte Flusstäler zu versteckten Kirchlein mit großartigen Fresken, in der Klangwolke schriller Zikadenrufe in winzige Dörfer mit ihren Kafeniens. Und dort dann endlich eine Erfrischung und Stärkung und immer auch trotz mangelhafter sprachlicher Verständigungsmöglichkeit eine beglückende menschliche Begegnung.

Das Buch ist sorgfältig gestaltet und mit vielen Fotos der Autorin ausgestattet. Und das ist umso wesentlicher, als so manches an antiken Resten, an Mosaiken

und Fresken nicht mehr bekannt ist. „Verweht, verschwunden und verloren...“. Brigitte Meissel hat eine feine, liebevolle und präzise Kunstgeschichte von Rhodos geschrieben, die man als Dokumentation bezeichnen kann. So manche ihrer Entdeckungen war auch den Einheimischen neu.

Ein Erinnerungsbuch, das seine Wehmut für sich behält. Es beschreibt präzise das Zusammenspiel von Landschaft und Kunst. Ein fundiertes Wissen um Geschichte und Geschichten vertieft das Erleben. Und die Begegnung mit Menschen, ob flüchtig unterwegs und namenlos oder zu Freundschaften vertieft, machte jedes Erlebnis unvergesslich. Und das eine oder andere wirkte wie aus antiken Mythen gestiegen.

„ ... Der Oktoberwind / zaust den goldenen Hafer / rund um die seltsame Kirche, / aus deren dunklen Winkeln / die behauenen Steine sprechen / in der Sprache uralter, verklungener Zeiten. / Niemand weiß die Geschichten zu deuten. / Sie sind nur zu spüren im Schein des Öllichts, / das wir gemeinsam entzündeten – vor der Ikonostase, / du und ich - / in der einsamen Bucht von Plimiri.“

Elisabeth Schawerda

Dorothea Nürnberg

herzwortweben

Ibera Verlag, Wien 2017, 96 Seiten
ISBN 978-3-85052-364-6

Dorothea Nürnberg hat mit „herzwortweben“ einen Gedichtband mit anrührenden Versen geschaffen, zum Teil mystisch, märchenhaft und insgesamt melancholisch.

Der Gedichtzyklus wird einfühlsam von Elisabeth Schawerda eingeführt und ist von Richard Gross ins Spanische übersetzt und 2017 beim Festival de Poesia in Argentinien vorgestellt worden.

Als Haiku-Schreibende fällt mir sofort die Knappheit der Texte auf. Viele der Gedichte wirken wie aneinander gereihete Haiku / Senryu. Es fällt mir aber schwer, mich auf diese Staccato-Texte zu konzentrieren – zu viel Verschiedenes schwappt in manchen Texten auf den Leser / die Leserin ein. Oftmals sind die Gedanken sprunghaft. Manche der Gedichte sind rund, andere unharmonisch und enden

abrupt. Die Aufteilung in „ein-wort-zeilen“ stört mich und kann nicht über den Hang zum Reimgedicht hinwegtäuschen. Z.B.Seite 27:

in den mond / gebannt / dein lächeln // lautlos / erfrorenes licht // küsse / erloschen // nur schatten // und / niemals / wieder / dein gedicht

Es besticht der Rhythmus, wie auch bei folgendem romantischen Gedicht auf Seite 20:

holunderbeere / blutet / geheimnis // waldraunen / ficht / leiser an // laub und moder / decken / feenränder // sommerblüte / klage lauschend // abgesang

Ab und zu klingt „sanfte“ Freude am Leben an, höchst kreativ und spielerisch gestaltet wie in dem Gedicht auf Seite 22:

... welt entdichtet / dur / tanz / moll // herzton / klingt / antwort // sanfter / pulst / leben // rhythmus / tanz / welt

Das Gedicht auf Seite 48 zieht den Leser / die Leserin in den „Sturzbach“ einer Märchenwelt:

sonnenwirbel / grünes meer // aufschrei bindet / fallen // tage wandeln / über fluten // nächte tragen / sonnenband // leben / sturzbach / gelber träume // treibsand / flicht / erinnerung // pfade / leuchten / dunkle sterne // muschelklang / verwehter / zeit.

Sowohl Titel als auch die Ausstattung passen gut zum Inhalt des Buches – es erzählt von Liebe, Leid, Sorge – insgesamt ein wehmütiger Abgesang. Es geht zu „Herzen“, und in diesem Sinne kann ich der Autorin und den LeserInnen wünschen:

neuen sinn / wecken / im kosmos / der erfahrung // neue hoffnung / nähren / in schächten / des verlusts // erkennen / im unwägaren / lauf der zeit / dass alles / illusion / zusammenspiel der kräfte / maya / täuschung / innen / außen // und / doch / im bodensatz / des schreckens // stille / wahrheit // pfad in mir (Seite 31)

Petra Sela

Dorothea Nürnberg

Unter Wasser

Ibera Verlag, Wien 2015, 259 Seiten

ISBN 978-3-85052-346-2

Es war eines der Paradebeispiele für großflächige Umweltzerstörungen mit weltweiten Auswirkungen: der Bau des Staudamms Belo Monte am Rio Xingú im Amazonien Brasiliens.¹ Gegen ihn schreibt – literarisch – Dorothea Nürnberg an. Und auf ihn bezieht sich der Titel, sowie – nicht sogleich evident – auf das Phänomen starken Regens: Sintflut und Regeneration zugleich. Neben der Stadt Altamira als Dreh- und Angelpunkt des Projekts rückt noch Mexiko-Stadt, Hauptstadt der iberischen Eroberung, in das Geschehen: «Lateinamerika» bedeutet folglich nicht nur Aktualität, sondern überdies das Eintauchen in die niemals ganz verschwundene, nunmehr markant, ja fordernd wiederauftretende indigene Kultur: sei es der Indios im Regenwald, sei es der Azteken (die durch die den Kapiteln vorangestellten Denksprüche große Wirksamkeit erzielen). Aufgrund einiger Protagonisten kommen dann noch Wien und die Steiermark vor, primär als Projektionsfläche für die dort beheimateten Beteiligten.

Dadurch ergibt sich ein vierteiliges Mosaik, allerdings in grossen Formaten, wenngleich mit feiner Binnenzeichnung. Geführt werden die Leser durch die Vornamen über den 22 Kapiteln. Bei allen Personen geht es, stufenweise, sehr stark um Verantwortung: für die Fakten und die Einstellung zu ihnen, für die Selbstachtung und die zwischenmenschliche Berührung. Diese Schuldigkeit schließt viele Verwicklungen ein: zwischen den Handelnden im unmittelbaren Austausch, als Selbstzweifel oder gar Selbstentfremdung bis zum drohenden Selbstverlust, als Zusammenbruch und Neuanfang, als Besinnung auf die eigenen Wurzeln. Das Spannende, genauer: das Eindringliche liegt in den unterschiedlichen Blickwinkeln zu den gleichen oder vergleichbaren äußeren und inneren Fragestellungen, wobei diese Perspektiven differente Herangehensweisen generieren, die man in der Antwort also ebenso annehmen wie ablehnen kann.

Die Autorin geht wie bei einem textilen Werk nicht linear vor, indem die verschiedenen Fäden zum Einen sich zum Muster verdichten, zum Anderen von dort aus zu weiteren Verbindungen ansetzen, und mittels «Rückblenden» neue Motive gewinnen. Da ist zunächst *Peter Grabner* (nomen est omen), Manager eines am Damm beteiligten Unternehmens, der, den Freuden nicht abhold, sich auf einen

1 Er ging 2016 in Betrieb mit einer geplanten Endbaustufe 2019.

längeren Seitensprung mit der Umweltaktivistin *Chantal* einlässt. Die meint anfangs, ihn so zu bekehren (was am Buchbeginn zu dessen bald abgebrochener Reise nach Altamira führt), dann aber durch eine tiefen Sinnkrise in die wohltuenden Hände einer Heilerin gelangt (und als *Chantal* das den Bogen schlagende Schlusswort erhält). In dieses Geflecht eingelagert sind weitere Figuren: Ehefrau *Anna*, die, nach Kenntnis der Verfehlungen des Gatten, zu einem selbstbestimmten Leben zurückfindet; *Paulo*, aus São Paulo stammender Ingenieur im Staudammcamp, der – nach dem Kontakt mit *Iracema*, die als indigene Vorkämpferin nach wie vor mit dem Urwald in enger innerlicher Verbindung steht – grundlegend am Projekt zu zweifeln beginnt und sogar, als unmittelbare Auswirkung, die große Wassernot in der Heimatstadt miterlebt; sowie *Diego*, der als Fotograf die Konsequenzen zieht und die dem Untergang geweihte Welt in Bild und Ton aufnimmt. Mit diesen Hauptträgern des Romans treten weitere Menschen in Kontakt: namentlich *Jandir*, Vater *Iracemas* und Schamane der *Kayapó*, und *Maria Jolanta* in Mexiko, die ungeachtet bescheidener Verhältnisse die heilkräftige Verbindung zwischen indianischen und christlichen Werten herzustellen vermag. Wie bei einem Teppich bleiben aus (Leser-)Distanz die Beobachtungen nicht einfach in sich «stehen». Dorothea Nürnberg verpflichtet darin weitere Beziehungen, wodurch etwa auch Parallelentwicklungen entstehen.

Das Ende bleibt offen, weil nicht abgeschlossen. Dennoch: der Staudamm wird weitergebaut, die Umsiedlung des im Fokus stehenden indigenen Stamms wird stattfinden, die weitflächige Zerstörung der Natur wird fortschreiten. Immerhin gelingt (im Buch) eine umfangreiche Dokumentation in Bild und Ton, die Selbstorganisation verfolgt die Indiobevölkerung weiter. Zum anderen legt die Auseinandersetzung mit Sachlage und Vergangenheit in den Personen menschliche Grundlagen offen, deren Entfaltung absehbar sind, weil der beschworene Geist weiterwirkt – und der Titel somit an C.G. Jungs Wasser als Symbol für die Auseinandersetzung mit den Schatten erinnert.

Das Buch bezeichnet sich als Roman. Es ist einer, verfolgt man die Erzählung von den im Handeln und in der Spiegelung der Fakten sich entwickelnden Personen. Der sprachliche Duktus geht meist von einer situativen Beschreibung aus, gewinnt da und dort sogar poetisches Niveau, insbesondere in der «Symphonie» des Waldes (82 ff.). Und ist es doch nicht, denn es handelt sich ebenso um einen Bericht: durch vielfache Informationen zur gravierenden Umweltproblematik, durch ethnologische Hinweise, namentlich zum Schamanismus, zu den indigenen Lebensumständen und der Welt der Konquistadoren. In diesen Passagen wechselt die Sprachform, in

welcher inhaltliche Aspekte wie in einer Fallstudie statt in Dichte in Breite auftreten, was die Häufigkeit von Hilfsverben erlaubt oder Detailerklärungen.

Schließlich erweist sich das Coverfoto als überzeugend wegweisend: Der große Solitärbaum spiegelt sich im Wasser, wobei die Präganz seiner Krone hier, im Schattenbereich, deutlicher zu Tage tritt. Das ausgezeichnete Bild vermittelt darüber hinaus die zweifellos ebenso hohe Befähigung der Autorin zur (Kunst-)Fotografin ...

Zum Schluss noch dies: In einem 10 Jahre älteren Roman «Tochter der Sonne» entwickelte die Autorin bereits dieselbe Problematik, hier als Schilderung von Reisen, die in der Auseinandersetzung mit dem Unbekannten neue Perspektiven auch für die abendländische Welt eröffnen.

Martin Stankowski

Ernest Nybørg

Lena Halberg – London '05

Verlag Edition AV, Lich/Hessen 2017, 309 Seiten
ISBN 978-3-86841-130-0

Der Autor bleibt auch in seinem dritten Band seiner Linie treu. Nach „Paris '97“, „New York '01“, geht es im eben aufgelegten dritten Teil der Thriller Trilogie um den verbis-senen Kampf der Journalistin Lena Halberg gegen das von der politischen Elite unserer Zeit gesteuerte Verbrechen, welches für viel Geld immer bereit ist, das Leben unschuldiger Menschen zu opfern, um politisch-fanatischen Zielen, von wem auch immer, zu Durchbruch zu verhelfen.

Im Mittelpunkt steht diesmal ein Chemiker aus Israel, der einen Dynamit weit übertreffenden Sprengstoff entwickelt hat, welcher bei diversen Anschlägen bereits zur Anwendung gekommen ist. Insofern bemerkenswert, denn die seriöse wissenschaftliche Welt ist von diesem neuen Supersprengstoff noch nicht in Kenntnis gesetzt worden. Deshalb vermutet Lena Halberg, dass sich dieser Herr mit seiner Erfindung selbstständig gemacht hat und anscheinend bereit ist, jedem, der genug zahlt, seinen Explosivstoff zu liefern. Da es da und dort schon kryptische Hinweise gibt, dass wieder eine Lieferung dieses Sprengstoffes stattgefunden hat – daher möglicherweise ein neuerlicher Terroranschlag stattfinden wird – ist sie bereit, sich auf die Suche nach dem Bombenbauer zu begeben, damit ein neuerliches Sterben Unschuldiger, wie beim Anschlag auf die U-Bahn in London, verhindert werden kann.

Allerdings hat Lena Halberg in diesem Abenteuer zwei großes Handicaps zu tragen: Sie muss alleine unterwegs sein, denn ihr Berufs- und Herzenspartner Niels weilt nicht mehr unter den Lebenden (siehe „New York ‘01“). Darüber hinaus muss sie die Kosten selbst tragen, denn der Chef jenes Medienunternehmens, für welches sie momentan arbeitet, ist nicht bereit, die Kosten für diese seiner Meinung nach aussichtslose Suche nach einem fiktiven Bombenbauer zu finanzieren.

Trotz Vernetzung, trotz Internet, Laptop und Mobiltelefon wäre Lena Halberg bei Ihrer Suche chancenlos gewesen, gäbe es nicht Mister Hawk (siehe „New York ‘01“), der sie mit zweckdienlichen Hinweisen versorgt, so dass sie nicht nur einen ehemaligen Stasiagenten in Potsdam aufsuchen kann, sondern von diesem auch Hinweise bekommt, dass der gesuchte Bombenbauer in einem Forschungsinstitut in Haifa tätig war, welches sie hernach aufsucht, und dort gewissermaßen mit dem Kopf durch die Wand will.

Hier muss der Rezensent allerdings mit weiteren Hinweisen auf den Inhalt enden, um nicht zu viel zu verraten. Es wird für Lena Halberg dramatisch, denn der israelische Geheimdienst kann nicht tatenlos zusehen, wie sich eine englische Journalistin von ihrem Vorhaben, den angeblich schon verstorbenen Bombenbauer aufzuspüren, nicht abbringen lässt. Sie wird brutal entführt. Wäre da nicht das befreundete israelische Ehepaar gewesen, welches den geheimnisvollen Mister Hawk von Halbergs Verschwinden informiert hätte – die ordentlich durchgeknetete Leserschaft hätte keinen Pfifferling mehr für ihr Leben gegeben.

Zwischendurch geht es reichlich turbulent zu: Eine von einem machlüsternen israelischen Regierungsbeamten angeheuerte kanadische Söldnertruppe soll einen prominenten Hisbollah-Führer in Beirut beseitigen. Ein antisemitischer EU-Abgeordneter aus Holland setzt Himmel und Hölle in Bewegung, damit die EU drastische Sanktionen gegen Israel beschließt, solange dort mit dem Siedlungsbau auf den besetzten Gebieten fortgefahren wird.

Der gordische Handlungsknoten entwirrt sich schlussendlich in einer der reizendsten Städte Großbritanniens und bringt auch Lena Halberg nicht nur eine neue Beziehung, sondern auch die niederschmetternde Klärung für das für sie fast zur tödlichen Falle gewordene Verhalten einer ihr nahestehenden Person.

Das Buch ist – wie schon die beiden ersten Bände – kein journalistisch-reißerischer Thriller, sondern ein von der ersten bis zur letzten Seite sachlich-flüssig geschriebener Aufreger, der nur hie und da Unglaubliches berührt, ohne dabei auf die ganze Handlung abzufärben. Fast ist man versucht zu seufzen, dass es einmal Zeiten gab, in denen nur hin und wieder Bomben hochgegangen sind und

ahnungslose Passanten ins Jenseits befördert haben. Heute vergeht kein Tag, an dem nicht irgendwo im Nahen Osten und seinem weiteren Umkreis ein Bombenanschlag stattfindet, bei dem fast durchwegs Zivilisten die Opfer sind.

Das macht das Buch leider topaktuell, denn es ist nicht auszuschließen, dass heute genau solche ‚Strippenzieher‘ am Werk sind, wie sie der Autor im vorliegenden Werk erfunden hat. Und dass Israel sich vom Bau neuer Siedlungen bis heute nicht abbringen lässt, ist leider ebenfalls politische Realität unserer Zeit.

Eine Frage bewegt den Leser, wenn er das Buch zur Seite gelegt hat: wird sich Lena mit Tom in dessen Südtiroler Anwesen zurückziehen und sie sich fürderhin nur mehr mit Gartenarbeit beschäftigen. Oder wird sie dafür doch – wie Mister Hawk vermutet – jemanden engagieren müssen, weil sie schon nach einer neuen Sendereihe im Italienischen Fernsehen schielt? Man darf gespannt sein.

Michael Stradal

Brigitte Pixner

... plötzlich schmeckt alles nach Wahrheit

Gedichte

Verlag: Berger Horn/Wien, 2017, 127 Seiten
ISBN 978-3-85028-804-0

Wie schmeckt die Wahrheit? Süß, bitter, schal, abgestanden, ermunternd, erhaben? Die Adjektive lassen sich hier in großer Zahl anführen. Brigitte Pixner weiß, wie die Wahrheit schmeckt, und lässt die Leser/Innen an ihren Empfindungen teilhaben.

Der Geschmack der Wahrheit ist für Brigitte Pixner offenbar vielfältig. Im Titelgedicht ihres neuesten Werkes schmeckt die Wahrheit brutal, besiegend, verzichtend, baumfällend. Dies ist aber gottlob nur eine Sichtweise. Die Wahrheit schimmert vielmehr in tausenden Facetten der wohl gesetzten Dichterworte durch, oder blitzt gleich einer Sternschnuppe auf, um sogleich zu verglühen.

Brigitte Pixner ist eine Meisterin der wortschöpferischen Dichtersprache. Jedes ihrer Gedichte setzt sich aus vielen Puzzle-Teilen zusammen und fordert vom Leser, als Ganzheit verstanden zu werden. Die Puzzle-Teile wirken wahrheitsstiftend nur in der ganzheitlichen Sicht der Autorin. Brigitte Pixner ist befähigt, mit wenigen Worten ein Stimmungsgemälde sowohl in der Seele als auch in der Natur

zu malen. Als Beispiel möge ein Zitat aus dem Gedicht „Aura“, Seite 50, dienen. Die Verdichtung ist kaum zu überbieten: „Knister-Glück auf Samtpfoten. Selige Nacht.“ Es ist faszinierend zu wissen, dass dieses Gemälde der Empfindungen der Autorin im Herzen der Leser/Innen weiterwirkt, ein Eigenleben entfaltet oder ins Nichts hinableitet, als wäre nichts, rein gar nichts, gewesen.

Die Sinnsuche der Autorin beruht auf einer positiven Lebenseinstellung, die auch in scheinbar ausweglosen, dunklen Lebensstationen noch einen Funken Hoffnung sieht. Brigitte Pixner ist für ihr Bekenntnis zur Sprache, zur Wahrheit, zur Echtheit ihrer Empfindungen zu danken. Wie wohltuend entwickeln sich innere Welten zu gar nicht so hässlichen Realitäten unseres Lebens. Brigitte Pixner kämpft sich durch und formt die in ihrer Seele verborgene Innenwelt zur Lebenswahrheit und Lebensweisheit, wie dies nur einem strebenden Geist zumutbar ist.

Wie schön ist es, ein ehrliches Gedichtbuch zu lesen, wie dieses von Brigitte Pixner! Wie schön, wie wahr das Gedicht „Nur ein einziges Wort“ (Seite 110)! Die Lyriker werden dieses Buch freudig begrüßen. So auch der Rezensent.

Wie mutig ist es, daß die Autorin das Joch aller Lyriker annimmt und den Lesern ihr Herz öffnet, zumindest ein Zipfelchen weit!

Wolfgang Groiss

Heidelore Raab

Lauschendes Schweigen

Akazia Verlag, Gutau 2016, keine Paginierung
ISBN 978-3-9503964-7-8

Die Jahreszahl der Entstehung dieses Buches entnehme ich den einführenden Worten von Rüdiger Jung, datiert mit 6. 6. 2016, der seit vielen Jahren gekonnt die Haiku-Sammlungen der Autorin kommentiert. Wie ich im Internet gesehen habe, ist der akaziaverlag im Mühlviertel angesiedelt, der seine Bücher mit viel Liebe gestaltet, so auch den Band von Heidelore Raab.

Heidelore Raab: Ihr Leben – ein Haiku.

Schon 1995 beim Verlegen der Haiku-Sammlung zeitgenössischer japanischer und österreichischer Haiku-Autoren „Jenseits des Flusses“, welches Friedrich Heller zusammengetragen und in der Edition Doppelpunkt herausgegeben hat, habe ich Heidelore Raab kennen gelernt.

Ihre Haiku-Bände, großteils in der St. Georgs Presse verlegt, könnte man durchwegs als „Reise- und Tagebücher“ bezeichnen. Immer wieder kommen der starke Bezug zur Natur und ihr Feingefühl zum Ausdruck, dazu braucht es keine weiteren Worte:

Honigduftende / Zaubernussblüten – / mitten im Schnee

Die Erlebnisse mit ihren Enkelkindern berühren nicht nur die ehemalige Lehrerin, sondern auch die Leser:

Schwitzend stecken sie / ihm die Rübe ins Gesicht – / Schneemann grinst

Dass es manchmal eher Impressionen denn klassische Haiku sind, stört nur den Insider. Ein wunderbares Stimmungsbild aus ihrer Italienreise ist folgender Text:

Musik des Wassers / wie Jade und Silber, / Silber und Jade

Mit den beiden folgenden Haiku möchte ich Sie zum genüsslichen Schmöckern einladen und dabei dem Schweigen lauschen:

Normannische Dome – / Mosaike atmen / alte Gebete

Fensterrosette, / Spitzenklöppelei in Stein – / Spatzentreff

Petra Sela

Edith Sommer

Moments Musicaux

Anthologie

Übersetzung: Edith Sommer, Joseph Giordani, Pierre Mironer, Michel Herrmann

Les Cahiers de Poètes & Co., 2017, 49 Seiten

ISBN 978-2-84954-163-0

Wer sich als Dichter – Pseudonym „Sommer“ erwählt, hat diese Jahreszeit zum Freund. Es ist viel von Sonne, Wärme, dem Meer und den Wolken über Nizza die Rede in ihren Gedichten. Im aktuellen Band allerdings geht es um Musik. Musik kann alles: aufrütteln, mobilisieren, einschläfern, aber vor allem auch trösten. „Wer möchte leben ohne den Trost der Bäume“ hat Günter Eich einst gedichtet, wirkungsvoller noch ist aber der Trost der Musik. Da genügen zum Beispiel ein paar Takte und man ist wieder Kind und wird vom Vater im Walzertakt herumgewirbelt.

Wenn man ein so langes und reiches Leben gelebt hat, mit so unendlich vielen

Begegnungen, dann können Musikstücke viel bewirken. Menschen, längst verstorben, tauchen auf, Landschaften, die man betrachtet hat, und Gefühle von Einst. Der Verlauf des Lebens wird mit dem Lauf eines Musikstückes gleichgesetzt wie in „takte zählen“. Ein Albtraum: ein Musiker zählt die Takte und wartet auf seinen Einsatz – und dann ist das Musikstück zu Ende und er hat keinen einzigen Ton gespielt. Ob wir wohl auch im Leben so manchen Einsatz verpasst haben?

Vielleicht auch, weil die Sehkraft im Alter nachlässt wendet man sich dann mehr der Musik zu und erfreut sich an den „inneren Bildern“, die von der Musik hervorgerufen werden. Musik als Balsam für die Seele... Musik des Meeres, die Melodie der ans Ufer schlagenden Wellen.

So würde man gerne einschlafen können:

... „mit dem nächsten atemzug / hast du das jetztland verlassen // und schwebst schwerelos / im irgendwann – irgendwo“

Mein Lieblingsgedicht, das sei hier verraten, ist „die es-klarinette“ Hier kommt besonders der feine Humor der Dichterin zur Geltung. Es endet mit:

„dem publikum zur freude // schreit sie in höchster not“

Man denkt da sofort an ein Musikstück von Dmitri Schostakowitsch.

Am 31. Mai gab es eine kleine Feier zum 90. Geburtstag von Edith Sommer. Gedichte wurden rezitiert und Musik für Oboe und Klavier von französischen Komponisten erklang. Wir wünschen ihr noch viele Jahre in Gesundheit und Schaffenskraft.

Elfriede Bruckmeier

Kurt Svatek

Bildpunkte

Im Farbenkreis des Kurt F. Svatek.

Gedichte. Schriftenreihe Bibliotheksinitiativen. Dichterinnen und Dichter im Porträt.

Hrsg. Ursula Hamersky, Verlag PROverbis, Wien 2017, 136 Seiten
ISBN 978-3-902838-32-2

Als dritten Band in der Reihe „Autorenporträts“ stellen die Wiener Bibliotheksinitiativen den Autor Kurt Svatek in aller Genauigkeit vor. Einschließlich seiner in

viele Sprachen übersetzten Bücher kann der Autor auf bisher neunundsechzig belletristische Bände verweisen, die in verschiedenen Ländern der Erde bekannt und mit 64 Auszeichnungen geehrt worden sind. Dies erinnere, so Susanne Dobesch im Nachwort, an das sprichwörtliche „österreichische Schicksal“.

Die Frage, warum die fünf Kapitel dieses Lyrikbands Farbnamen tragen und sich mit Goethes einst recht beliebtem Beitrag zur Unterhaltung der feinen Gesellschaft zu schmücken meinen, ist nicht ganz nachzuvollziehen. 1809 veröffentlicht, soll es auch heute noch zum „allegorischen symbolischen und mystischen Gebrauch der Farben“ anregen? Goethes wertvolle, jederzeit interessante naturwissenschaftliche Arbeit über die Farben hingegen bleibt unerwähnt. Nach der gezielten Einstimmung hat Kurt Svatek bei seinem Publikum jene nachdenkliche Stimmung erreicht, die nötig ist, um sich auf Gedichte einzulassen. Er präsentiert zur Ermunterung eine kleine Auswahl kurzer Prosatexte, die mit sprachwissenschaftlich launigen Informationen recht kurzweilig wirken.

Der Lyrik ist als Schwerpunkt des Bandes mehr Raum gegeben, einer „Goldschmiedearbeit aus Wörtern, / gegen Hartherzigkeit und Gleichgültigkeit“. Die „unvollendeten Bände in den Regalen / spitzen jedenfalls die Ohren,“ lässt der Autor wissen. Dass sich die Verse Kurt Svateks, wie ein Zitat von Victor Hugo dem Leser voraussagen soll, Eintritt in alle Herzen verschaffen, ließe sich mit dem hier abgedruckten, in sechzehn Sprachen übersetzten Gedicht „Segel am Horizont“ sogar nachvollziehen, denn weit entfernt lebende Menschen, selbst solche mit mongolischer oder arabischer Muttersprache, könnten sich theoretisch an ihm erfreuen.

In den Kapiteln „Blaugrün“ und „Purpur“ kommen persönliche Aussagen des Autors zur Geltung die den Lesern nicht unbekannt sein dürften. Naturerlebnisse, Einsamkeit, Liebe; letztere darf ja nirgendwo fehlen: „ ... / Denn leiden kannst du / zwar allein, / indes dich freuen? // Dabei ist doch ein jeder Stern / ein ganz bestimmter Teil // der Seele einer Nacht.“ Im letzten Kapitel des Bands klingen mit den Themen Abschied, Tod, Vergänglichkeit und einsame Selbstbesinnung leise berührende Töne auf:

„ ... / Wo die geplante Fahrt wohl enden wird? / Der frische Schnee deckt viele Gleise zu. / Allein der Zeiger wechselt unbeirrt / trotz Zugsverspätung zwischen Tat und Ruh. // ...“.

Freie Formen und gereimte Vierzeilergedichte in jeweils unterschiedlicher Metrik, von denen manche bis zu zehn Strophen aufweisen, wechseln u.a. mit Drei- und Fünfzeilern oder kurz gehaltenen Aussagen: „Nur ich allein weiß, / was ich wirk-

lich denke. // Nur ich allein weiß, / was ich wirklich fühle. // Aber alle anderen wissen, / was ich tun sollte.“ Doch auch „In klarer Nacht“ könnte der geneigte Leser sich von der Großzügigkeit der Gedanken dieses Autors beeindruckt lassen: „... / Die Nacht ist klar: Du bist ganz gern in ihr allein. / Wenn mancher Erdbezogenes zusammenrafft, / dann möchtest du schon eher von den Sternen sein.“

Zum Schluss noch ein ungereimter Aufruf zur Gelassenheit:

Contenance

Denn die Gelassenheit / bleibt bei den Fischen / im Aquarium, / die schicksalslos / die Bahnen ziehen. // Sie bleib / im leichten Hin und Her / der Palmenblätter / und auch des kleinen Kahns, / als wär die See ein Teich. // Sie bleibt / im Blick des Faultiers / und im Schritt des Elefanten. / Nur in dir selbst / ist sie noch immer nicht.

Rosemarie Schulak

Christa Maria Till

Familienfoto mit Kieselalgen

Der Pflanzenphysiologe Wiesner und seine Urenkelin

Band 1 Leben und Arbeiten in Wien, Band 2 Die grossen Forschungsreisen

Edition Ki, Zürich 2017, je 68 Seiten

ISBN 978-3-906636-26-9 und ISBN 978-3-906636-27-6

Es ist es nicht das erste Mal, dass Frau Till früheren Mitgliedern der Grossfamilie nachgeht; in lockerer Folge legt sie Ergebnisse ihres buchstäblichen «Nach-Studiums» vor. Hier also betrifft es den Urgrossvater Julius Wiesner (1838-1916), Hofrat und seit 1909 Ritter «von», seinerzeit international sehr geachteter Botaniker und Professor an der Universität Wien, mit Büste im dortigen Arkadenhof. Sein Forschungsgebiet lag vornehmlich in der Pflanzenphysiologie und -anatomie, welche namentlich im 2. Band im Vordergrund stehen. Vielleicht leider, denn zuvor erscheint Wiesner ebenso als ein in seiner naturwissenschaftlichen Existenz selbstverständlich genauer Beobachter, aber zugleich als offener Denker, der sich in der schriftlichen Aufarbeitung seines Lebenswerks nicht vor philosophischen Exkursen scheut.

Insgesamt entsteht weder eine eigentliche Biographie noch monographisch eine ausführliche Einbettung der Persönlichkeit in die allgemeinen Zeitumstände.

Gemäss Untertitel nähert sich man als Leser/in stattdessen mit der Autorin in verschiedenen Abstufungen dem Vorfahren: in den Fragen nach der damaligen und der zwischenzeitlichen «Familie», nach den damaligen und den heutigen Berufsumständen, nach den individuellen Gemeinsamkeiten und Unterschieden. Dieser Perspektivwechsel mag auch damit zusammenhängen, dass der das Leben Wiesners als Wissenschaftler bestimmende Gegenstand in seiner, für die nicht spezifisch fachlich gebildete Allgemeinheit, «materiellen» Substanz als nicht allzu umfangreich gelten muss, sollen nicht fachspezifische Argumente die Oberhand gewinnen. Selbstverständlich zeigt die Autorin die wesentlichen Grundlagen der botanischen Themata auf (nicht zuletzt in der Auseinandersetzung mit dem damals noch lebenden Darwin). Mindestens ebenso interessant wirkt auf Frau Till indes der seinerzeitige Lehrbetrieb, zu dem sie Erinnerungen von Wiesners Schülern sammelte und zitiert.

Eine zusätzliche und spezifische Lebendigkeit entsteht durch zahlreiche «Exkursionen». Im 1. Band sind es Betrachtungen der Zeitumstände für einen honorigen Wiener Universitäts-Professor (vom Hofball bis zum «Fall» Klimt) und vor allem der von Wiesner bewohnten und genutzten Gebäude in Wiens 9. Bezirk, dies jeweils in der Konfrontation mit den heutigen Zuständen und in Ausweitung zu weiteren von der Autorin besuchten «historischen» Standorten, wie der Strudelhofstiege oder des Freud-Museums. Hinzu treten persönliche Schilderungen der Lebensumstände der Urenkelin in (Nach-)Forschung und thematischer Einstellung.

Die Basis des 2. Bands bilden die wiederum mittels originaler Dokumente (Aufzeichnungen auch Rechnungen, Artikel und Bucheinführungstexte des Professors) nacherzählten Berichte über Wiesners Reisen: nach Ostasien, namentlich Java (1893/94), Norwegen, namentlich Spitzbergen (1897) sowie Nordamerika, namentlich dem Yellowstone Nationalpark (1904). Die Rekonstruktionen ergänzt die Autorin, wie schon gewohnt, durch zahlreiche eingehend recherchierte Ausführungen zu früheren und seinerzeitigen wissenschaftlichen Kollegen, zu Mitreisenden und anderen Zeitgenossen, zu den Transportmitteln – sowie nicht zuletzt zu den angefahrenen Orten von Triest über Trondheim bis New York. Diese Weiterungen führen somit zu einer im Nachvollzug erlebbaren Situationsschilderung. Daneben kommt, dieses Mal, die wissenschaftliche Thematik der Reisen voll zum Tragen: Es ging nämlich, auf Studien im Gewächshaus aufbauend, primär um photometrische Analysen und Messungen an Pflanzen im Zusammenhang mit ihrem sog. «Lichtgenuss», bezogen auf ihren Standort und den dadurch infolge der

unterschiedlichen Sonneneinstrahlung wechselnden klimatischen Bedingungen, die, gemäss der nunmehr in der Praxis überprüften Theorie, zur unterschiedlichen Besiedlung der Erdzonen führten. Als eindruckliches Beispiel wird die Aufnahme («Cyanotype») der perfekten geometrischen Struktur einer Kieselalge dem Text vorangestellt. Und neuerlich kommt Frau Till selber als Urenkelin zur Schilderung eigener Erlebnisse: Hier ihrer Fahrten, die sich teilweise mit denen des Vorfahren kreuzten, sich aufgrund ihrer Sprachstudien jedoch insbesondere mit Literatur resp. Literaten und Volksgruppen befassten.

Die Erinnerungen erheben keinen grossen literarischen Anspruch, sondern wirken eher als eine Art von Familien-«Brief», wie es auch das Foto am Textende nahelegt. Für Freunde vergangener Lebensumstände ergibt sich freilich das vielfältige Panorama einer Forscherexistenz in einer durchaus einmaligen Kombination mit ihrem zeitgenössischen Echo.

Martin Stankowski

Cornelia Travnicek

Parablüh

Monologe mit Sylvia

Limbus Verlag, Innsbruck 2017, 84 Seiten

ISBN 978-3-99039-101-3

Die von Erwin Uhrmann herausgegebene Reihe „Limbus Lyrik“ befördert immer wieder literarische Kleinodien ans Tageslicht, die zu entdecken viel Freude macht. So auch Cornelia Travniceks Band mit dem schönen wortschöpferischen Titel „Parablüh“, in dem sich die vielfach ausgezeichnete niederösterreichische Autorin mit dem lyrischen Werk der amerikanischen Schriftstellerin Sylvia Plath (1932-1963) auseinandersetzt und daraus reichlich Inspiration erfährt: nicht in Form eines intendierten Dialogs – was posthum auch abstrus wäre –, sondern im Untertitel deklariert als „Monologe mit Sylvia“. Die Germanistin Daniela Strigl hat ein überaus einfühlsames, erhellendes Nachwort („Eigensinn und Widerrede“) verfasst, das am besten im Voraus zu lesen wäre. Plaths erst 2013 ins Deutsche übersetzten Gedichtband „Der Koloss“ zu kennen ist sicher kein Nachteil, aber, wie auch Strigl meint, nicht zwingend notwendig für die ersprießliche Lektüre der Travnicek'schen Poeme. Denn diese – von dichter Konsistenz, geradezu tän-

zerischer Leichtigkeit und stupender Lakonik – bestehen auch für sich selbst. Das Bild vom Kind, das im titelgebenden Gedicht Schirme in die Landschaft pflanzt, die konsequente Quintessenz der „Säue“ („Du bist, was Du isst! / Also ein / verängstigtes Stück Vieh“), eine surreal anmutende Reverenz an den Verlagsnamen („Limbus“), zwischendurch ausnahmsweise eine spätsommerliche Anrufung der imaginären Gesprächspartnerin („Ach, Sylvia“) und zum frostig-opulenten Abschluss ein siebenteiliges „Gedicht für Raunächte“ – Seite um Seite blättert man durch eine Welt nachwandernder Schwestern, verspielter Mythen und „unzeitbarer“ Spuren. Plath hätte sich wahrscheinlich, nein, ganz sicher gefreut über die brillante späte Resonanz, schrieb sie doch, sie würde sich manchmal sehnen nach „some backtalk / From the mute sky“. So stumm ist er also gar nicht, dieser Himmel, aber er reagiert gar so langsam, nicht in Menschenleben dimensioniert, zumal wenn sie so kurz sind wie jenes von Sylvia Plath. Von Cornelia Travnicek erhoffen wir uns hingegen noch allerlei vital Parablühendes!

Ewald Baringer

Rudi Weiß

kraut und ruam

StoahoatVerlag, Bad Traunstein 2016, 120 Seiten
ISBN: 978-3-903009-07-3

„Mit Humor geht alles leichter“ könnte der Untertitel dieses Gedichtbandes in Mundart von Rudi Weiß sein. Er beschreibt die Mentalität der Weinbauern und das Weinviertel, in dem er lebt und selbst „Häusl baut“. Ungeniert greift er Themen auf, die Viele bewegen, und die sonst oft verheimlicht werden oder nur unter dem Mantel der Verschwiegenheit – „wast eh, des bleibt unta uns!“ – die Runde machen. daham

wiara endlich / wieda daham woa / vom wiatn / is's eam / mit an schlog / glei vü
bessa gaunga // ia net

Der Autor scheut sich auch nicht, Politik und den Rassismus aufs Tablett zu bringen und übt damit zuweilen heftige Kritik an unserer Gesellschaft.

prinzipien

im kaffeehaus / bestöh i ma imma an kapputschino / oda a haße schoko / wäu mit

an klan braunen wü i net amoi do wos zum tuan haum // geschweige denn mit an großn

net lustig

blondinenwitz / buagnlandlerwitz / friesnwitz / steirawitz / ärztewitz/ pforrawitz / politikawitz / ausch

Auch Beziehungsprobleme sind kein Tabu, kein Wunder, ist er doch neben seinem Beruf als Lehrer Eheberater. Er schaut dem Volk aufs Maul, bis in die Betten und letztlich in Seele und Herz.

Die comic-artigen Bilder von Reinhard Trinkler runden die „Kraut und Ruam“ zu einem vollständigen Menü ab. Das Gericht möge dem Leser bekommen.

Petra Sela

Günther Zäuner

Die Rache des Rembetiko

Ein Kokoschansky-Krimi

Verlag Federfrei, Marchtrenk 2016, 304 Seiten
978-3-903092-50-1

Günther Zäuner ist als Krimiautor bekannt und hat mit *Halbseidenes Wien* (2016) hervorragende mörderische Kurzgeschichten zu den 23 Wiener Gemeindebezirken abgeliefert. *Die Rache des Rembetiko* ist das neueste Buch in der Reihe des Kommissars Kokoschansky, und setzt sich, wie man es vom Autor kennt, mit gründlich recherchierten, aktuellen Themen auseinander. Nicht nur diese Herangehensweise, auch Zäuners klarer und prägnanter Stil ist durch seine journalistischen Tätigkeit geschult.

Dieser Roman führt den Leser ins krisengeschüttelte Griechenland, wobei die Handlung bis in die rechtsextreme Szene Wiens hineinreicht. Der Bundespräsidenten-Wahlkampf, der das Land 2016 in Atem gehalten hat, wird ebenfalls berührt.

Kokoschansky ist, man muss es sagen, inzwischen nicht mehr der originellste Kommissar: Den abgebrühten Einzelkämpfer, der mehrere gescheiterte Beziehungen und mindestens eine Scheidung hinter sich hat, natürlich auch noch mit den emotionalen Verwicklungen eines allein erziehenden Elternteils zurecht kommen

muss, sieht man heute in jedem *Tatort*. Die Beziehung zum jungen Sohn läuft aber nebenbei, und gerät so zum Glück nicht Gefahr, ins Sentimentale abzugleiten, wie es leider bei den Schilderungen des Flüchtlingselends in Griechenland immer wieder geschieht. Sachliche Beschreibungen ohne dramatische Dialoge hätten die Wirksamkeit dieser Szenen erhöht, zumal die grauenvolle Familientragik, die sich in solchen Situationen ergibt, von allein durch die Vorstellungskraft des Lesers entsteht.

Erfrischend ist des Autors offenkundige Teilnahme für Griechenland, zumal die Berichterstattung in der deutschsprachigen Welt auf dem Höhepunkt der Krise vorwiegend negativ war. Ob sich das populäre Argument der bösen EU gegen das tapfer um seine Freiheit ringende Hellas auf Bücher wie das in der Bibliografie angeführte *Der stille Putsch. Wie eine geheime Elite aus Wirtschaft und Politik sich Europa und unser Land unter den Nagel reißt* von Jürgen Roth (2014) stützen sollte, ist allerdings fraglich.

Als geringeres Übel sei hier die offensichtliche Schwierigkeit des Verlags mit dem Schriftsatz angeführt, da sich bestimmte Sonderzeichen, etwa das \bar{g} , sehr groß geraten sind, und die benachbarten Buchstaben immer wieder überlagern.

Ein kleiner stilistischer Mangel ist die Bombardierung des Lesers mit griechischen Namen auf den ersten Seiten, ohne Übersetzungen anzubieten, so dass sich der nicht Griechisch sprechende Krimifan ein wenig verloren vorkommen muss. In der Mitte des Buches, wo es eine ähnliche Passage mit vielen arabischen Begriffen gibt, werden die deutschen Entsprechungen hilfreicherweise angeführt.

Es gibt aufschlussreiche Auflistungen von Wiener CIA-Abhörstellen im Roman, wie auch verschiedener rechtsextremer Organisationen, damit der Leser bei Interesse seine Nachforschungen selbst fortführen kann. Für den Lesefluss wäre es förderlich gewesen, diese brisanten und nützlichen Informationen in einen Anhang zu packen, statt mitten in den Text.

Dennoch erhebt gerade Zäuners hervorragende Recherchearbeit sein neuestes Werk in den Rang eines anspruchsvollen, höchst informativen Kriminalromans, welcher dank dem geschliffenen Stil des Autors eine Freude zu lesen ist. Nicht nur Fans der Kokoschansky-Reihe, sondern jedem Krimi-Liebhaber kann *Die Rache des Rembetiko* empfohlen werden.

Max Haberich

Monica Brown

Frida Kahlo und ihre Tiere

NordSüd Verlag, Zürich 2017, 40 Seiten

ISBN 978-3314104114

Frida Kahlo wäre heuer am 6. Juli 110 Jahre alt geworden. Zu diesem Zeitpunkt ist im Zürcher Verlag „NordSüd“ das Bilderbuch „Frida Kahlo und ihre Tiere“ erschienen. Und das ist gut so, denn bis jetzt hat man kleine Kinder nie mit der brillanten mexikanischen Künstlerin und ihrem außergewöhnlichen Leben bekannt gemacht.

Ebenso phantasievoll, wie die Kahlo gewesen ist, macht Monica Brown auf verständliche Weise eine tierliebende Frau und seit den siebziger Jahren weltberühmte Malerin kindgerecht bekannt. Unterstützt wird die Autorin aus Arizona vom mehrfach ausgezeichneten amerikanischen Illustrator und Designer John Parra, von dem es in den USA Motive auf Briefmarken gibt.

Aus dem Englischen übersetzt wurden die Texte von Elisa Martins.

Entstanden ist ein buntes Buch über das kleine Mädchen Frida. Hauptdarsteller sind weiters zwei Affen, ein Papagei, drei Hunde, zwei Truthähne, ein Adler, eine schwarze Katze und ein Rehkitz. Auch Fridas Vater wurde abgebildet, und die Krankheit der Kleinen wie der spätere Unfall (da war sie bereits 18) sind nicht ausgespart. Zitat: „Wozu brauche ich Füße, wenn ich Flügel habe“.

Fridas Tiere waren ihre Kinder, ihre Freunde und ihre Inspiration. Trotz Krankheit und Schmerzen verschrieb sich die starke Frau der Malerei. Dann trat ihr späterer Mann Diego Rivera in ihr Leben und wird ihre große Liebe. Auch er kommt in den Texten von Monica Brown vor, allerdings nicht die großen Schwierigkeiten dieser Ehe.

Dafür gibt es schlussendlich ein Foto der Kahlo im Erwachsenenalter und Anmerkungen der Autorin, die den sicher begeisterten Kindern unbedingt vorzulesen sind. Durch dieses Buch bekommen sogar Vorschulkinder Interesse an Kunstgeschichte, was gar nicht unwichtig ist.

Maria Gornikiewicz

Jahrestage

So wie auf der OESV-Website www.oesv.or.at auf der Startseite werden auch in den Heften „Literarisches Österreich“ Beiträge zu Gedenktagen aus Literatur und auch darüber hinaus reichenden Fachgebieten präsentiert.

Es ist eine Auswahl, die, wie so oft, äußeren Sachzwängen unterliegt. In diesem Heft, der Herbstnummer 2017/2, umfasst das Gedenken Persönlichkeiten aus Literatur im engeren und weiteren Sinne, deren Jahrestage in das zweite Halbjahr fallen.

Charles Baudelaire (1821-1867)

„Der gemeine Verstand sagt uns, dass die Dinge der Erde nur wenig Dasein haben, und dass es Wirklichkeit nur in den Träumen gibt“, schreibt Charles Baudelaire in seiner Essaysammlung „Die künstlichen Paradiese“. Ein Werk, das ebenso wie „Les Fleurs du Mal – Die Blumen des Bösen“ Einblick in die Seele des Dichters gewährt.

Eine schwierige Kindheit, Hadern mit der Existenz, Flucht in andere Wirklichkeiten prägen das Leben Baudelaires. Nach dem frühen Tod des Vaters und der raschen Wiederverheiratung der Mutter mit General Aupick wird Charles in ein Internat abgeschoben, von dem er jedoch verwiesen wird. Nach dem Abschluss der Schule beginnt er ein Studium der Rechtswissenschaften, schließt sich jedoch sehr bald der Pariser Bohème an, beginnt zu schreiben. Er sieht sich als Dichter und Revolutionär, hegt eine tiefe Abneigung gegenüber allen bürgerlichen Werten, auch gegenüber dem Militär. Das belastete Verhältnis zu seinem Stiefvater verschlechtert sich. Der General schickt den Stiefsohn auf Reisen nach Indien. Baudelaire jedoch geht in Mauritius von Bord, verbringt einige Monate auf den Inseln im Indischen Ozean. Die Begegnung mit tropischer Natur beeinflusst sein späteres Schaffen, auch bleibt die Sehnsucht nach jenem verlorenen Paradies, nach einem gemeinsamen Leben mit der Geliebten – der Schauspielerin und Muse Jeanne Duval – in den Weiten der Inselwelt, wo „alles Ordnung und Schönheit“ strahlt. Der Traum von einem Leben in Frieden und Fülle, fernab der Hässlichkeit, dem Grauen der Großstadt.

Das von seinem leiblichen Vater geerbte, beträchtliche Vermögen geht rasch zur Neige aufgrund seines exzessiven Lebenswandels. Umgang mit Prostituierten, übermäßiger Alkohol- und Drogenkonsum zerrütten seine Gesundheit, er erkrankt an Syphilis. Zwei Selbstmordversuche missglücken.

Das Leben in der Großstadt, die Gesellschaft in der er lebt, empfindet der Dichter als „Teufelskreis“, als „Katastrophe in Permanenz“. Die moderne Zivilisation bringt einen Verlust an Selbst und Seele mit sich. Die Gesellschaft, die ihn umgibt, erkennt das Böse, Pervertierte nicht mehr. Das „Böse“, auch die Gleichgültigkeit, wird zur Normalität.

Mit den „Blumen des Bösen“ will Baudelaire seinen Mitbürgern die Augen für diese Missstände öffnen. Melancholie, Pessimismus, das Dunkle, Hässliche bestimmen den Tenor der Gedichte. Der Alltag in all seinen Schrecken, all seiner Ödnis erhält eine heroische Dimension. Ein lyrisches Werk, mit dem Baudelaire die Lyrik der Romantik, auch den Formalismus der Dichter des Parnass hinter sich lässt, die Moderne der europäischen Lyrik einleitet.

Dass er unverstanden bleibt, bereitet ihm dennoch das „aristokratische Vergnügen zu missfallen“. Baudelaire will provozieren, schockieren, ringt gleichzeitig um die Verwirklichung des Guten – „L'idéal“. Die gegenseitige Durchdringung, Analogie der materiellen und immateriellen Welten – die „Entsprechungen“ sind eines der Hauptthemen seines Werkes.

Baudelaire führt die Figur des „poète maudit“, des „verfluchten Dichters“ ein. Der Dichter überblickt, analysiert, erkennt die Missstände seiner Zeit, sieht „klarer“ als seine Zeitgenossen, bleibt jedoch unverstanden. In seinem Gedicht „Albatros“ vergleicht er den Schriftsteller mit einem Vogel, dessen höchstes Ziel es ist, sich über die Niederungen der Existenz zu erheben. Seine großen Flügel jedoch hindern ihn am Gehen auf der Erde.

„Baudelaire wird niemals das Glück akzeptieren, weil Glück unmoralisch ist. Schmerz, sagt er, ist Adel“ analysiert Jean-Paul Sartre das Weltbild Baudelaïres. Man denkt an „La Nausée“ „Der Ekel“ und Sartres Postulat: „Die Hölle, das sind die Anderen“.

Der Geist des 18. Jahrhunderts, das Licht der Aufklärung droht zu ersticken in Dumpfheit, Gleichgültigkeit. Die Veröffentlichung der „Blumen des Bösen“ führt schließlich zu einem Strafprozess aufgrund von Beleidigung der öffentlichen Moral. Aufgabe des Dichters ist es, den Finger in die Wunde der Zeit zu legen, Widerstand zu ertragen. Wegbereiter zu sein für mehr Menschlichkeit. Mehr Bewusstsein.

Baudelaire droht an seinem Ideal zu scheitern, reagiert mit Spott und Hass auf die Gesellschaft, die ihn umgibt. Auch Selbstzweifel quälen ihn.

In „Spleen“ schreibt er: „O Herr, gewähre mir die Gnade, einige schöne Verse zu

schreiben, die mir beweisen, dass ich etwas wert bin, nicht gar schlimmer bin als jene, die ich verachte.“

Da Baudelaire die literarische Anerkennung verwehrt bleibt, muss er sein Einkommen mit Berichten über Kunstausstellungen, „salons“, auch mit Übersetzer-tätigkeiten sichern. Die Übersetzung der Werke von Edgar Ellen Poe, mit dem er sich in geistiger Resonanz fühlt, gilt als seine bedeutendste Übertragung ins Französische.

Allen Sparten der Kunst zugeneigt, schließt er sich auch der in Paris aufkeimenden Verehrung Richard Wagners an, schreibt eine „Etude“ über Wagner und Tannhäuser.

Als im Jahr 1884 die Februarrevolution in Paris ausbricht, wird Baudelaire zum Herausgeber einer revolutionären Zeitung.

Stete Geldnot zwingt ihn schließlich dazu, auszuwandern. In Belgien erhofft er sich mehr Anerkennung, ein besseres Einkommen. Vergeblich. Er erleidet einen Schlaganfall, wird in ein Pariser Pflegeheim überstellt, stirbt im Alter von 46 Jahren.

Verlaine, Rimbaud, Mallarmé, die nachfolgende Dichtergeneration der Symbolisten, sieht in ihm einen Wegbereiter. Seine Poesie ist geprägt von einer neuen „poetischen Grammatik“, einer neuen Ästhetik.

Neues zu finden/erfinden, sei es im Himmel oder in der Hölle, in den Abgrund zu tauchen auf der Suche nach dem Unbekannten, war Baudelaires höchstes Ziel. Sein Werk hat die französische Lyrik revolutioniert, die Pforten der Moderne geöffnet.

Dorothea Nürnberg

Heinrich Böll (1917-1985)

Heinrich Böll war nicht nur einer der prominentesten Autoren der deutschen Nachkriegsliteratur. Am 21. Dezember jährt sich sein hundertster Geburtstag.

Er war vor allem ein Rheinländer. In seinem Aufsatz *Der Rhein* (1960) schildert Böll das Trennende zwischen linkem und rechtem Ufer. Mag sich das römische Erbe diesseits wirklich bis in die heutige Zeit auswirken, im Gegensatz zu den Territorien, in welchen die Legionen vernichtend zurückgeschlagen wurden? Ein

Kölner, wie Böll es war, antwortet ohne zu Zögern mit Ja. Auf dem linken Ufer ist man eben näher an Paris als an Berlin, und dieses Gefühl reicht weiter zurück als die napoleonische Besatzung.

Aber wie jeder große Strom übt auch der Rhein eine starke vereinigende Kraft aus. Solche unterschiedlichen Landstriche wie die Schweiz, Baden und das Elsass, Rheinhessen, die idyllischen Weinberge und Ruinen nördlich von Koblenz, Bonn, Köln und schließlich der holländisch beeinflusste Niederrhein werden durch ihn verbunden.

Was hält sie zusammen? Es ist mehr als das römische Recht, das am Rhein über Jahrhunderte ausgeübt wurde, mehr als die steinernen Zeugnisse der Gräber und Villen – es ist das Blut: die Nachkommenschaft von römischen Söldnern und keltischen Mädchen, zu denen später Kaufleute aus Antwerpen, spanische Soldaten, jüdische Konvertiten und französische Deserteure gestoßen sind. Carl Zuckmayer, selbst aus Nackenheim gebürtig, das im Mainzer Einzugsgebiet liegt, schreibt im ersten Akt von *Des Teufels General*: „Vom Rhein – das heißt: vom Abendland. Das ist natürlicher Adel.“ Es ist gerade die Vermischung der Völker in dieser „Kelter Europas“, welche die größten Geister, etwa Gutenberg oder Beethoven, hervorbringt.

Die Skepsis gegenüber Preußen, welche in der Zeit des Dritten Reiches ihre stärkste Bestätigung erfuhr, äußerte sich immer auch auf humoristische Weise. Während die Parodie in Berlin auf übertriebene Formalität in der Umgangsform abzielte – indem man sie im Grunde dennoch anerkannte – ist man in Köln alberner. Man nimmt Wichtigtuer, egal ob preußische Feldwebel oder französische Generäle, einfach nicht ernst. Die lauteste, die ganze Stadt erfassende Persiflage der Obrigkeit äußert sich im anarchischen Zustand des Karnevals.

Bölls Humor ist eher ironisch denn karnevalesk, obwohl er manchmal auch in diese Richtung ausschlägt. Es gibt nicht viele Ironiker in der deutschen Literatur. Ein Anderer, welcher die Feinheiten und Subtilitäten dieses Humors meisterhaft beherrschte, war Thomas Mann.

Bölls Ironie tritt im oft unterschätzten Roman *Ende einer Dienstfahrt* (1966) zutage, in dem er die formalen Wendungen der Juristensprache treffend aufs Korn nimmt; aber auch in Erzählungen wie etwa *Doktor Murkes gesammeltes Schweigen* (1958).

Im Jahr 1951 gewinnt Böll den Preis der Gruppe 47 mit seiner ebenfalls satirischen Erzählung *Die schwarzen Schafe* – ein nicht zu unterschätzender Schritt für seine literarische Laufbahn. Ein Verlagsvertrag mit Kiepenheuer & Witsch in der Folge sichert ihm sein finanzielles Auskommen, so dass er fortan sein Leben als

freier Schriftsteller bestreiten kann. Das ist auch dringend notwendig, denn 1948 wurde sein zweiter Sohn, René, geboren, und weitere Kinder folgen.

Ein stets wiederkehrendes Thema in Bölls Werk ist die kritische Auseinandersetzung mit der jüngsten nationalsozialistischen Vergangenheit. Bis in die 1960er Jahre hinein hatte noch keine ernsthafte Hinterfragung oder Bewältigung derselben stattgefunden; viele frühere Parteimitglieder verschiedener Überzeugungsgrade saßen auch in der neuen Bundesrepublik an prominenten Stellen in Justiz und Wirtschaft. *Billard um halb zehn* (1959) ist Bölls wohl bekannteste Verarbeitung der Erlebnisse einer Familie im Dritten Reich. Dieser Roman ist auch einer der Gründe, warum Böll als „Gewissen der Bundesrepublik“ bezeichnet wurde. Er selbst war im Krieg in Polen, Frankreich und auf der Krim eingesetzt und mehrmals verwundet worden. *Das Brot der frühen Jahre* (1955) schildert den Hunger der unmittelbaren Nachkriegszeit und die Wertschätzung eines heute so selbstverständlichen Nahrungsmittels wie Brot, noch damals eine seltene Kostbarkeit und darum gerade in Zeiten einer übersättigten Wohlstandsgesellschaft lesenswert.

Der Roman *Ansichten eines Clowns* (1963) setzt sich scharfsinnig mit dem Materialismus des Wirtschaftswunder-Deutschlands auseinander. Böll wendet sich ebenfalls gegen die Gehorsam verlangende Moral der katholischen Kirche, in der es für Böll, der streng katholisch erzogen worden war, zuviel Kontinuität von den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur bis in die Nachkriegszeit gegeben hat.

Die verlorene Ehre der Katharina Blum (1974), zweifellos eines der berühmtesten Werke Bölls, greift die durch RAF-Anschläge hochgepeitschte Diskussion zu Terrorismus und Gewalt in den Jahren vor dem „Deutschen Herbst“ auf, insbesondere die Verfolgungskampagne der Springer-Medien gegen Individuen, die im Verdacht standen, linke Sympathien zu hegen. Böll, seit 1970 Präsident des westdeutschen PEN, musste selbst wegen eines im Spiegel erschienenen Artikels zu Ulrike Meinhof eine montagelange Hetzkampagne der Presse über sich ergehen lassen. Er wurde zusammen mit Günter Grass und anderen links stehenden Intellektuellen beschuldigt, „Ziehvater der Terrorismus“ zu sein.

In diese Zeit fiel allerdings auch die Verleihung des Nobelpreises an Böll (1972), die ihm weitere internationale Anerkennung brachte. Anlass hierfür war die Veröffentlichung von *Gruppenbild mit Dame* (1971), oft als das literarisch gelungenste von Bölls Werken betrachtet. Hierin wird der Lebenslauf von Leni Pfeiffer von den 1920er bis in die 1970er Jahre nachgezeichnet, und nicht in konventionellem Erzählstil, sondern als fiktional-dokumentarische, collage-artige Rekonstruktion von Dokumenten und Interviews.

Bölls *Irishes Tagebuch*, entstanden während Bölls verschiedener Sommeraufenthalte auf der Insel, verbindet hohe literarische Stilkunst mit beobachtenden und lyrischen Elementen, im Gegensatz zu der deutlichen Gesellschaftskritik, die man von seinen anderen Werken gewohnt ist.

Heinrich Böll zeigt durch sein Leben, was ein Schriftsteller im besten Fall für die Gesellschaft sein kann: nicht nur ein Unterhalter, Ironiker und Meister der Sprache, sondern vor allem auch ein Gewissen, der, von Hierarchien und „Druck von oben“ ungebunden, auch gegen massive Verleumdungskampagnen in den Medien seine Meinung äußert, gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Missstände anprangernd. Schriftsteller wie Böll tun in jeder Zeit not, heute ebenso wie in der Nachkriegszeit.

Max Haberich

Wilhelm von Humboldt (1767-1835)

Der ältere Bruder wird 250¹

Eigentlich stand und steht er noch immer im Schatten: der größeren Namen aus der Napoleon- und Übergangszeit, der Entwicklung der Linguistik im 19. Jh. und gewiss seines Bruders Alexander. Man hörte ihm zu, las (eventuell) auch, was er in andauerndem Bemühen schrieb, in den politisch handelnden Kreisen meist ungern. Er dachte zu gründlich und formulierte zu ambitioniert. Immerhin: er konnte es sich leisten, zumal materiell: Gut situiert durch das geteilte Erbe, noch besser gestellt durch seine Frau – die ihm allerdings darüber hinaus zeitlebens eine gehörige intellektuelle und kulturbeflissene Begleiterin war. Eigentlich ein durchaus freier Mensch, wäre er nicht aufgrund seiner gehobenen Stellung immer wieder in die unruhigen Zeitläufte mit den unsicheren Kantonisten der starken Männer hineingezogen worden. *Ich trage eigentlich einen zwiefachen Menschen in mir: einen, der immer von der Welt ab nach der Einsamkeit gerichtet ist, und einen, der sich durch die Umstände und [...] Lust, sich in einer Lage zu versuchen, nach der Welt hinstoßen läßt.*² Äußere und innere „Zustände“ sind also maßgeblich an seiner Stellung beteiligt, wie vier für ihn grundlegende Arbeitsbereiche zeigen.

Politik: Auf seine Weise weigert sich WvH, sich in den an sich pflichtgemäßen

1 22. Juni 1767 – 8. April 1835.

2 Brief an die Ehefrau Karoline 16. Juni 1818.

preußischen Staatsdienst zu fügen, bis er nach der Katastrophe von 1806 (Jena) seine Zurückhaltung mit Eintritt in die Diplomatie aufgibt. Nach Jahren in Rom (s. unten) ist er beteiligt am Frontwechsel Österreichs 1813, am Wiener Kongress und am neuen Bundesstaat, aber – aufgrund seiner alldeutschen Gedanken – von Gneisenau, dem Staatskanzler, hintangehalten und – aufgrund seiner europäischen Gedanken – in steter Antistellung zu Metternich. Um nach einem Intermezzo in Berlin als Beauftragter für das Unterrichtswesen und in London wegen bleibender schwerer Unstimmigkeiten – aufgrund seiner liberalen Gedanken – definitiv auszuschcheiden.

Bildung: Nicht von ungefähr handelt es sich bei WvH um einen der am umfassendsten gebildeten Männer seiner Zeit, das Wissen größtenteils im Selbststudium erworben (und somit seinen Reichtum vorbildlich und für einen Reformierten unüblich immateriell anlegend). *Gebiete des Geistes, die selten ein einzelner zu vereinigen vermag, hat er in Klarheit zusammengefaßt, [...] in solcher geistigen Höhe und Freiheit, daß nichts zum Beruf in ihm ward, alles nur zum Stoff für ein höchstes, ideales Gepräge der Humanität.*³ Dazu gehören seine enormen Kenntnisse in vielen Fremdsprachen, in denen er sich zu verständigen wusste, seine tiefgehenden Einsichten in antike Kultur, seine beherzte Vertrautheit mit Literatur, allemal zeitgenössischer Werke: Schon in jungen Jahren beginnend, begleitet er kritisch die Entstehung zahlreicher Werke Schillers und Goethes, denen er zeitlebens befreundet blieb.

Indessen dachte er konsequent über sich hinaus und ist in seinem ganzheitlichen Ansatz Joh. Heinr. Pestalozzi⁴ verwandt. Allerdings negiert WvH ausdrücklich die Praxis des Alltags, begreift die Allgemeinbildung in entscheidender Differenz zur damals üblichen Berufsförderung (!). Dieses Anliegen – *Das Resultat der Erziehung hängt ganz und gar von der Kraft ab, mit der der Mensch sich auf Veranlassung oder durch den Einfluß derselben selbst bearbeitet.*⁵ – ist der Motor zur Ausarbeitung der mehrstufigen öffentlichen Schule. Wobei er vor allem dem „Klassischen Gymnasium“ die wesentliche Humanbildung für den einzelnen Menschen beimisst und maßgeblich an der Entwicklung der Berliner Universität zum Hort umfassender Gelehrsamkeit beteiligt ist.

Kultur: *Ich kann es nicht leugnen, und es muß tiefer liegen [...]: das Altertum ist das einzige, was mich eigentlich ganz lebendig ergreift, und ich bin [...] ein vollständiger*

3 Ferdinand Gregorovius in der Einleitung zur Herausgabe der Briefe Alexanders vH an seinen Bruder.

4 Europaweit in den 1780er Jahren beachtet mit „Lienhart und Gertrud“.

5 Aus „Briefe an eine Freundin“, 29. Nov. 1823.

*Gegensatz gegen alles Moderne, das Mittelalter mit eingeschlossen, und was sich darauf gründet.*⁶ Seit der Kindheit mit dem alten Griechenland befasst, das ihn – der sich zuallererst der deutschen Nation zugehörig fühlt – bis zur Übersetzung von Aischylos' Agamemnon 1816 nicht mehr loslässt, bietet ihm die Stellung als preußischer Resident in Rom und *Chargé d'affaires* im Königreich Neapel 1806-11 die Chance und Herausforderung, das antike Leben umfassend zu studieren und zu begreifen. Darüber hinaus baut er mit seiner Gattin ein eigentliches Kulturinstitut auf, das lange und weit über ihn auch als Basis wissenschaftlicher Studien hinauswirkt.

Sprache: Im Rückblick verhält er sich ambivalent zu Herders Aufgliederungs-ideen. Zum einen bleibt WvH skeptisch, wenn er nachdenkt, wie es überhaupt zur Entwicklung kommt: *Der Mensch ist nur Mensch durch die Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müsste er schon Mensch sein.*⁷ Es bedeutet, *daß die objective Wahrheit aus der ganzen Kraft der subjectiven Individualität hervorgeht.*⁸ Solche Überlegungen erscheinen doch eher als konträrer Ansatz. Aus seinen mannigfachen Untersuchungen von Baskisch, Sanskrit, Kawi (der Literatursprache Javas) und amerikanischer Idiome folgert er, Sprache sei Mittel der und zur Erkenntnis: *In der Sprache vereinigt sich einmal die Welt, die sie darstellt, und der Mensch, der sie schafft.*⁹ Auf dieser Basis versucht er stets, Gesetzmäßigkeiten zu finden, die mittels Reflexion der Schrift und ausgedehnter Grammatiken ihrerseits die Beschäftigung mit Bildern und/oder Tönen – somit durchaus quantifizierbarer und isolierbarer Zeichen – aufspüren sollen. Dennoch beharrt er immer darauf: *Es giebt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Theil eines Ganzen an.*¹⁰ Aus dieser Perspektive begründet er sicher nicht die Linguistik, aber er bleibt einer der entscheidenden Beförderer der methodischen Durchdringung, folglich ein wesentlicher Vater der Sprachwissenschaft.

Und: WvH ist ein unermüdlicher und versierter Briefeschreiber und verfasst zahlreiche Gedichte, in den letzten Lebensjahren bis 1835 täglich ein Sonett ...

Martin Stankowski

6 Brief an Karoline, 3. Juli 1813.

7 Vortrag „Über das vergleichende Sprachstudium (...)“ 1820

8 Vortrag „Über die Buchstabenschrift (...)“ 1824

9 Brief an Schiller, Anfang Sept.1800

10 Vortrag (s. oben) 1820.

Theodor Storm (1817-1888)

Am 14. September 2017 ist der 200. Geburtstag des großen Lyrikers und Novelisten Theodor Storm. Der Lyriker ist nicht zufällig zuerst angeführt, denn seiner Meisterleistungen in Prosa zum Trotz empfand Storm sich zeit seines Lebens eher als Lyriker. Und diese Qualität klingt auch in den erzählenden Werken an: Natürlich in dem von zarter Alterswehmut berührten *Immensee*, aber beispielsweise auch in *Veronika*, die Geschichte eines Ehebruchs im Ansatz, die Storms Freund Fontane gewiss sozialkritischer herausgearbeitet hätte. Um weiterführend eine etwas verwegene Behauptung aufzustellen: Was bei Fontane die Psychologie, besonders für seine weiblichen Charaktere, war bei Storm im gleichen Falle die Gefühlswelt. Storm ergänzt Fontane, gerade in den Augen einer Generation, für welche das 19. Jahrhundert gemäß den Lehrplänen der Alt-68er auf *Effi Briest* heruntergebrochen wurde. Es ist eine nach heutigen Maßstäben bis zum Ersticken einschränkende und strenge Epoche, welche in diesem in jeder Weise aner kennenswerten Roman zutage tritt.

Bei Storm erfahren wir eine mildere Seite seiner Zeit: Naturlyrik, jugendliche Liebesbindungen, die in manchen Fällen der Vernunft weichen müssen; die Verlässlichkeit der bürgerlichen Ehe, Familienglück. Eingangs erwähnte *Veronika* wird als verheiratete Frau wegen eines Kusses, den ihr ein junger Mann in einer Mühle gegeben hat, in schwere Gewissenskonflikte gestürzt. Eine stundenlange Beichte hilft ihr nicht, sie fällt sogar in der Kirche in Ohnmacht. Diese Unschuld äußert sich bei den männlichen Charakteren als Ritterlichkeit in ihren Handlungen, was bei Storm ebenso wenig eine leere Floskel ist wie der Anstandsbegriff, auf den die gesamte bürgerliche Ordnung aufgebaut ist.

Storm war der Dichter der *Hyazinthen*, eines der schönsten Gedichte der deutschen Sprache. Auch Thomas Mann, ein bekennender Bewunderer Storms, zitiert es in *Tonio Kröger*: „Fern hallt Musik; doch hier ist stille Nacht“, bis hin zum eindringlichen Refrain, in dem die Weltanschauungen zweier Liebender aufeinanderprallen: „Ich habe immer, immer dein gedacht; / Ich möchte schlafen; aber du mußt tanzen.“

Aber Storm war auch Jurist, der es zum Kreisrichter und schließlich zum Etatsrat brachte, und durchaus politisch interessiert. Während der Erhebung der Herzogtümer Schleswig und Holstein gegen die dänische Herrschaft 1848 empfand Storm starke Sympathie für die deutschen Aufständischen, wovon mehrere patriotische Gedichte zeugen (etwa *Aus Schleswig-Holstein*). In preußischen Diensten, wohin Storm nach seinem Ausscheiden aus dänischen wechselte, war er genauso

wenig zufrieden, und legte seine offen adelsfeindliche, demokratische Haltung auch dort nicht ab. In den Jahren der Annexion seiner Heimat 1864-7 sprach Storm von Bismarcks „Räuberpolitik“.

Als Demokrat empfand Storm sich auch in der Vereinigung „Tunnel“ um Fontane als Außenseiter. Dieser literarische Club brachte ihm allerdings auch die Bekanntschaft mit dem alternden Eichendorff ein, einem Vorbild seiner Jugend, sowie mit dem erfolgreichen Schriftsteller Paul Heyse, zu einer Zeit, als Fontane noch keine Romane in Angriff genommen hatte und sich in seiner Apotheke verdingte. Später sollte Storm auch Gottfried Keller, dem anderen großen Vertreter realistischer Literatur aus der Schweiz, kennenlernen. Schon während des Studiums in Kiel stand er mit Tycho und Theodor Mommsen, dem späteren Verfasser des in vielen Punkten bis heute gültigen Standardwerks *Römischen Geschichte* (1854-85), in fruchtbarem Austausch. Mörike dagegen, den Storm sehr bewunderte und dem er auch seine ersten literarischen Versuche schickte, hielt sich auf Distanz.

Im deutlichen Kontrast zu den bekannten Portraits von Storm, die ihn als in Würde ergrauten Dichter und Mann des Rechts zeigen, stehen die Liebesbeziehungen seiner Jugend: Mit 19 Jahren beginnt seine schwärmerische Verehrung für das 10-jährige Mädchen Bertha von Buchan, dem er Gedichte widmet, und das Storm seine erste produktive Schaffensphase eröffnet. Im Jahre 1842, 16-jährig, weist sie seinen Heiratsantrag zurück, worunter der junge Student sehr zu leiden hat. Diese Faszination mit sehr jungen Mädchen teilt Storm mit anderen Dichtern des 19. Jahrhunderts, etwa mit dem Verfasser von *Alice im Wunderland*, dem Schriftsteller und Mathematiker Lewis Carroll. Der Poet des Wiener Fin-de-Siècle Peter Altenberg, kommt einem ebenfalls in den Sinn, der diese „Kindfrauen“ als Bilder der Reinheit in seiner Lyrik idealisiert hat.

Storm heiratete schließlich seine Cousine Constanze Esmarch 1846. Dank seiner juristischen Laufbahn schien er nun ein gesichertes bürgerliches Familienleben führen zu können. Aber bald schon begann er eine Affäre mit der 11 Jahre jüngeren Dorothea Jensen, von welcher erotische Gedichte zeugen, und welche die eben erst beschlossene Ehe in eine tiefe Krise stürzte. Erst nach dem Tod Constanzes 1865 tritt Dorothea wieder in Storms Leben ein und wird seine zweite Gattin. Die Konflikte, die zwischen den Kindern und der neuen Mutter entstehen, hat er in *Viola tricolor* umgesetzt. In dieser Erzählung wird deutlich, dass Beziehungs- und Familienprobleme, die wir als durch und durch modern empfinden, nicht von unserer Zeit gepachtet sind.

Storm greift auf Traditionen und Gattungsformen der Romantik zurück und

vollendet sie, ähnlich wie es Wagner in der Musik getan hat. Es lohnt sich, von den bekannten Werken, etwa dem *Schimmelreiter* abgesehen, einen Blick auf Storms weniger bekannte Novellen zu werfen, etwa *Auf der Universität*, in welcher menschliche Beziehungen, sowohl aus männlicher als auch weiblicher Perspektive, so einfühlsam und überzeugend geschildert werden wie in *Pole Poppenspüler*. Stücke wie *Waldwinkel* sind in ihrer Natur- und Stimmungsbeschreibung lyrisch, werden aber von einem klaren Handlungsablauf zusammengehalten. Auf historischen Recherchen basieren Erzählungen wie *Aquis Submersus* oder *Renate*, die auf Überlieferungen in Storms Umgebung beruhen.

Als Storm sich selbst nach seiner erfolgreichen beruflichen Laufbahn aus Husum zurückzog, empfand er die Einsamkeit von Hademarschen bald als drückend. Er war kein politischer Autor, die Sozialkritik der späteren Naturalisten war ihm fremd. Storms Anliegen war dasjenige der meisten Realisten, nämlich eine möglichst wirklichkeitstreue Schilderung der Natur und der gesellschaftlichen Umstände. Für Storm als Lyriker galt allerdings eine klare ästhetische Maxime: Seine Gedichte und seine Erzählungen sollten unmittelbar berühren – zuerst sinnliches Erlebnis sein, woraus sich die geistige Erfahrung von allein ergebe. Hierfür lag ihm die Lyrik als natürliche Form am nächsten.

Storm war Vollender eher denn Revolutionär; und aus der Schönheit, die in seinem lyrischen und Prosawerk liegt, können wir, gemäß dem Schillerwort, Kraft für alle vor uns liegenden Herausforderungen schöpfen. Hierin liegt, abgesehen von den faszinierenden Einblicken in eine vergangene Zeit, Storms unschätzbare Wert für die deutsche Literatur.

Max Haberich

Neue Mitglieder

Wir freuen uns, drei neue Mitglieder mit ihren Leseproben vorstellen zu können.

Anton Marku

Gedichte

Bewegende Steine

Meine Wurzeln
konnte ich nicht mitnehmen,
sie passen in keinen Sack.

Der Weg war steinig
die Schuhe waren bald nass.

Hinter mir der Nebel
vor mir nur das kalte Licht.

Von der Fremde in der Fremde
atmet meine Seele Fremdsein in mir.

Kein Laternenlicht
erhellte meinen Schmerz.

Das neue Land winkt mir zu
mit halb geschlossenen Augen.

Unbekannte Gesichter
begleiten meinen leblosen Schatten.

Die ersten Schritte gehen ins Leere,
die nächsten berühren den Boden.

Mein Körper wankt schwankend
in eine andere, bunt blinkende Welt.

Die Farben

einmal sagtest du zu mir:
ich träume farblos
denke schwarz
schreibe grau
rede weiß
höre hellblaue Stimmen
dunkelgrüne Töne
küsse gerne rot
flirte mit rosa.

Auf die Frage
welche Farbe nun die Deine ist
gabst du mir keine Antwort.

Auf das Blatt von Kaktus-Papier
zeichnest du
einen nassen Regenbogen.

Die Letzte Reise

(Zur Erinnerung an Srebrenica)

Sie waren glücklose Träumer,
die von heftigen Winden verjagt wurden.

Dämmerlicht, noch immer Schatten werfend,
begleitete sie auf dem Weg zu ihrem Ende.

Sie spürten die unsichtbare, doch fühlbare Kälte.

Kein Morgen wartete mehr auf sie,
obwohl es noch zu früh zum Sterben war.

Die Welt war taub, stumm und blind,
als der Tod lautlos zu ihnen kam.

Am nächsten Tag fehlten
dem Leben tausende Blumen;
nur Steine und ihre Gräber gab es.

Eiche Des Stammes

(Hommage an den kosovarischen Dichter Ali Podrimja)

Auch du fortgingst
dürstend nach jedem Wort;
warst du von den Großen einer der Größten.

Am Ende der Welt bist du,
in einer verborgenen Nische.

Vielleicht wanderst du über den Himmel,
den Engeln ganz nah.

Für einen Augenblick vielleicht
berühre ich wie im Fieber seine Seele.

Die Schattenjäger sind eingeschlafen
auf den Wurzeln der Steine.

Keine Gewässer erfüllten
so die Leidenschaften
wie Dein Fluss.

Dieser Fluss Vergibt Nicht

(Ibri, der Fluss der die Stadt in zwei Teile teilt-Mitrovica/Kosovo)

Dort wo sich Brücken
sich in Mauern verwandeln
und Mauern in Grenzen
begeht die Freiheit Selbstmord.

Nicht immer
endet der Krieg
mit dem Waffenstillstand.

Über großen Gewässern
tatenloses Gewähren
schläfrig tötet.

Gelöschtes Feuer entflammt
hinterlässt nur Asche
und Aschengeruch.

Sollten wir das Beste für den Fluss wünschen
so lasst uns ihm nicht die Adern aufschneiden.

Andernfalls waschen wir uns nicht rein
weder im Diesseits noch im Jenseits.

Dein Schweigen

An deiner Stelle
würde mich jede andere
sofort verlassen.

Doch, du gingst nicht weg
bliebst als ob nichts geschehen wäre.

Du bliebst
um zu sehen
wie ich leide
wenn du schweigst.

Der Revolutionär

Ich war einmal
einer von vielen
Träumern dieser Stadt
der erste der schrie
der letzte der schwieg.

Damals war ich jung und wach
als das alles auf den Straßen geschah
und ich sah wie die grauen Silhouetten
aus den Schneckenhäusern herauskamen
und die verschlafenen Gesichter mitnahmen.

Nach Tränengas und geworfenen Steinen
blieb die Trauer hinter den Kastanien
ebenso der Geruch der Asche
und eine wehende Fahne

die mein lautes Nein umarmte.

Clementine Skorpil

Auszug aus dem Familienroman

Zwischenkrieg (Arbeitstitel)

Peter hustet. Josefine kennt die Rhythmen, Phrasierungen, Ober- und Zwischentöne. Ein Dreiertakt. Viermal hintereinander, am Ende fünfmal. Pause. Jetzt ist Peter – kalten Schweiß auf der Stirn – in den Polster zurückgefallen, starrt an die Decke, wartet, dass ihn der nächste Anfall aufzieht – eine Hustenmarionette. Josefine rührt Honig in heiße Milch. Niemand schläft, es ist laut. Clara plärrt, als habe man ihr ein Leids getan. Josefine bringt Clara und Mathilda die Milch. Sie schluchzen zwischen den Schlucken. Es dauert und dauert, und die Tage sind wie die Nächte. Alles sehr laut.

Was tun, wenn der Papa stirbt? Ja, beten natürlich. Sie stehen vor dem Herrgottswinkel in der Stube, beten für den Papa und das Wolferle, das nur sieben Monate in Josefines Bauch blieb und dann ein paar Wochen auf dieser Welt. Es war zu kalt in diesem Winter.

Sie beten den Rosenkranz für das Wolferle und den Papa. Zwei Nächte später kommt die Krisis. Josefine kniet neben dem Bett, betet. Einen Rosenkranz nach dem anderen. Um drei murmelt der Pfarrer das Sterbesakrament. Peter hustet nicht mehr, rasselt nicht mehr, atmet nicht mehr. Von der Stille erwacht Clara. Josefine streichelt ihren Kopf. Clara steckt den Daumen in den Mund. Josefine legt sich im schwarzen Kleid neben sie und Mathilda und wartet, dass der Morgen dämmert. Beim Frühstück fragt keines der Kinder nach dem Papa. Josefine geht zur Post und gibt das Telegramm für Paula auf.

Der Wagen ist da, um den Peter zu holen. Die Kinder müssen noch Lebewohl sagen. Sie stehen am Bett und starren ihn an. Herbert sagt krächzend Adieu, die Kleinen flüstern nur.

Was tun? Ja, beten natürlich. Einen Rosenkranz und viele Vaterunser.

Jetzt muss Josefine wieder Englischunterricht geben, das Maridl holen. Das Maridl wird den Rasen mähen und putzen, Stiege, Klosett, die Fenster in den Stuben. Das Haus ist zu groß geworden. Am Nachmittag steht Paula in der Garderobe. Sie ist gottlob dick, füllt den Raum. Keuchend stellt sie den braunen Koffer mit den Metallecken auf das Linoleum. Drin liegen das schwarze Wollkleid, das Toilettetäschchen, Nachthemd, Pantoffeln. Sie trinken Kaffee in der Küche. Paula weiß, was zu tun ist. Außer Beten. Sie werden zur Bank fahren, um Stundung

bitten. Und das Zimmer, das auf die Gasse zeigt, vermieten. Wer braucht so viel Platz? 80 Quadratmeter für eine halbe Familie. Paula ist gegen Verschwendung. Auch von Kubatur.

Am Dienstag ist das Begräbnis.

Sie hätten nicht auf Jägerstätt bleiben sollen. Peter war Verwalter, und er mochte sie, obwohl sie nicht mehr jung war. Er machte ihr dezent den Hof. An einem Sonntag wurde in der Kapelle geheiratet. Dann kam Wolfgang vor der Zeit. Blau war er und klein und zittrig. Sie sollte ihn warmhalten, sagte die Hebamme. Und Josefine hielt ihn warm. Sie hob den Kleinen nur zum Stillen aus dem Bett, aber das Schrumpelige verschwand nicht und das Durchsichtige wurde stärker. Dann war er gar nicht mehr. Der Sarg war eine winzige Kiste. Warum hat der Herr ihn so schnell zu sich geholt? Noch bevor sich Josefine an den Kleinen hatte gewöhnen können.

Paula begutachtet den Quittenbaum. Zur Erntezeit steht sie mit einem Emaillekübel auf der Leiter und klaubt die Früchte herunter. Herbert kraxelt hinauf in die Krone und reicht Paula die Quitten, an die sie nicht herankommt. Während des Kletterns und Reichens erzählt er Räubergeschichten. Paula geht mit dem vollen Kübel ins Haus. Mathilda sitzt bleich im Wohnzimmer. Josefine legt ihr die Hand auf die Stirn.

– Mach ihr Zuckerei, sagt Paula.

Josefine holt ein Ei aus der Steingutschüssel in der Speis, trennt Weiß und Gelb, nimmt einen Löffel Zucker, verrührt ihn mit dem Dotter. Ein Zuckerei muss man rühren, bis einem der Arm abfällt, sagt Paula. Josefine weiß, dass das Eigelb erst beginnt, heller zu werden, wenn der Arm schon abgefallen ist.

– Ach, sagt Paula, daran gewöhnt man sich.

Daran und an vieles andere.

Die Quitten müssen verarbeitet werden. Zu Allerheiligen ist Paula wieder da. Sie schneidet die Quitten in Viertel, entfernt das Kerngehäuse, wirft sie in einen Topf, kocht das Obst mit Wasser und Apfelwein. Die Quitten spritzen Paula und die Küche an. Sogar auf der Kredenz klebt Quittenbrei. Paula nimmt den roten Wasertopf, legt ein Tuch darüber, streicht den Quittengatsch durch das Tuch. Zucker dazu und wieder kochen. Josefine wischt über die Kredenz. Jetzt will Paula wissen, wo das Backblech ist. Wo es immer ist, in der Lade unter dem Backrohr. Paula befüllt es mit Quittenmasse. Die muss nun trocknen. Im Ofen ginge das schneller, ist aber Verschwendung, kalte Luft kostet nichts.

Am Abend läuft Josefine mit den Kindern zum Friedhof. Sie stellen die Kerze neben das Kreuz. Ein schmiedeeisernes hätte sich Josefine gewünscht, aber das Geld hat nicht gereicht. Dafür ist ein Bild vom Peter auf dem Kreuz. Eine Fotografie in Schwarz-Weiß. Das hat man jetzt so.

Der Quittenkäse muss umgedreht werden. Wie das gehen soll, ohne dass er auseinanderfällt? Paula entwirft Wendepläne. Ihn mit einem Ruck auf das Nudelbrett stürzen und von dort wieder auf das Backblech schieben. Sie betastet den Quittenkäse. Die Konsistenz ist zähflüssig, bestenfalls wabbelig.

– Recht quammig quappig, das bezahlen mit hohem Preis Orientalen, sagt Josefine.

Paula ist nicht nach Goethezitatzen zumute. Die Wendung wird auf den nächsten Tag verschoben. Ein Brett wird über den Quittenkäse gelegt, dann wird gedreht. Paula beschließt, den Quittenquammelquappel auf dem Brett zu lassen, bis er ganz getrocknet ist. Das ist er am Sonntag. Sie schneidet ihn in Rechtecke und wälzt ihn in Zucker. Josefine kaut lang an dem süßen Gummi herum. Will Paula überreden, etwas mitzunehmen, schließlich hatte sie die Arbeit. Paula ist zu rund, und das Zuckerzeug bekommt ihr nicht.

Die Rechtecke liegen fein drapiert auf einem weißen Teller. Der Berg wird nicht kleiner.

Josefine überlegt, den Quittenbaum zu fällen und ein Apfelbäumchen zu pflanzen.

H. M. Magdalena Tschurlovits

Verloren

Ich erwache in einem Bett. Wie ich dahin kam, weiß ich nicht. Draußen leuchtet ein blauer Himmel vor dem Doppelfenster. Meine Katze liegt nicht neben mir. Ich beschließe, frisches Gebäck zu holen. Ziehe mir rasch Kleidungsstücke über und stecke etwas Kleingeld in die Manteltasche. Auf der Straße angekommen, sehe ich, dass ich ein Hotel verlassen habe. Die Gegend wirkt bedrohlich und dunkel. Ein Fluss durchquert sie und als ich über die Brücke gehe, rauscht das Wasser unter mir eine eigentümliche Melodie. Über der Brücke sehe ich einen Bäckerladen, ich gehe hinein und kaufe frisches Gebäck. Dann überquere ich die Brücke erneut, um zurückzukehren. Alles um mich herum wirkt völlig fremd. Ich habe es nie zuvor gesehen. Der Name der Stadt ist mir nicht bewusst. Die Sprachetzen, die mir der leichte Wind zuträgt, bedeuten mir nichts. Keine Sprache, die

ich kenne. Ich weiß nicht mehr, in welche Richtung ich gehen soll, zum Hotel zurückzufinden. Der Name des Hotels? Keine Ahnung. Die Straße, in der es steht? Keine Ahnung. Ich habe keinen Ausweis, keinen Pass, gar nichts bei mir. Auch der Hotelschlüssel steckt im Schloss des Zimmers, das ich verlassen habe. Mein Mobile habe ich nicht mitgenommen, ich wollte doch gleich wieder zurück sein. An der Kreuzung sehe ich einen Mann, der wie ein Polizist aussieht. Ihn werde ich um Hilfe bitten. Ich spreche ihn an. Er scheint mich nicht zu hören. Ich versuche es nochmals, statt in deutscher Sprache, in englischer. Keine Reaktion. Er scheint mich gar nicht wahrzunehmen. Ich schreie ihn an. Der Mann bleibt völlig unbeeindruckt, als gäbe es mich gar nicht... Und dann begreife ich endlich: ich existiere in dieser Welt für andere überhaupt nicht. Ich bin zwar hier, aber die anderen können mich nicht wahrnehmen. Mein Herz krampft sich zusammen, wird zum Eisklumpen. Was soll ich nur tun! Hier stehe ich mitten auf einer Kreuzung ohne zu wissen, wo ich mich befinde. Vielleicht bin ich überhaupt alleine hier, ohne Katze. Wo, um Gottes Willen, ist denn überhaupt: hier??? Um mich herum sind Menschen, sie sehen aus wie Menschen, die ich gewohnt bin, aber sie sprechen anders. Das Licht dieser Stadt ist eigentümlich. Es flimmert, so, als verlösche es in absehbarer Zeit. Ich kann keine Uhr entdecken, meine habe ich nicht umgelegt, als ich das Hotel verließ. Die Häuser sind groß und dunkel, an ihren Eingängen stehen Figuren, wie Wächter. Meine Füße sind schwer wie Blei und ich habe Angst. Ich werde nicht mehr zurückfinden, nie mehr zurückfinden, dorthin zurückfinden, woher ich kam.

Von woher kam ich überhaupt? Bin ich ein Mensch, bin ich ein Wesen, wer oder was bin ich denn? Wie komme ich nach Hause zurück? WO ist zu Hause?

Vielleicht träume ich – aber wenn ich das träume, weiß ich doch gar nicht, dass ich es träume!

Wohin begeben wir uns, wenn wir träumen? Unsere Körper bleiben in dieser Welt, aber unser Geist – wohin begibt er sich? Verlässt er unsere Körper, wenn wir schlafen? Was tun wir, was tut unser Geist, wenn er endlich frei ist von diesem Gehäuse, das wir Körper nennen? Ist er gut, ist er ein böser Geist? Mordet er oder lebt eine doppelte Existenz? Hab‘ ich Familie in dieser anderen Welt, von der ich nichts weiß? Schlaf hat mich meinem Körper entwendet. Oder bin ich völlig allein in dieser anderen ‚Welt‘, falls es überhaupt so etwas wie eine Welt ist, oder das, was wir menschlichen Wesen als ‚Welt‘ bezeichnen? Es muss eine Umgebung sein, in der wir atmen können – oder doch - wohl, nein, gar nicht, denn muss ein Geist atmen? Also, es kann eine Umgebung sein, die wir Menschen uns gar nicht

vorstellen können, bizarr oder ätherisch oder überhaupt weit draußen im Universum... Kamen wir denn nicht von dort? Sind wir nicht so und so Sternenstaub und werden wir geistiger Sternenstaub, wenn wir schlafen? Existiere ich während des Schlafes auf einer Ebene und sind auf anderen Ebenen andere Geist-Wesen, die den Körpern entrannen, die sie tagsüber festhalten?

Diese Stadt kenne ich nicht.

Ich kenne mich nicht.

Bin ich ‚ich‘ ??

B i n ich noch - - -?!!

H. M. Magdalena Tschurlovits

Beitrag zu WORTKÖRPER

PEN Anthologie 2016

nebelland

bäume steigen auf wie schatten der toten aus versunkener erde eisgrau nebelgezeichnet weinstöcke abweisend

starr beraubt ihrer lust ackerland vernarbt zerfurcht abbild knorriger bauernhände nebel zieht seine

fortlaufende wand öffnete sich ein abgrund wir stürzten ins bodenlose schrien lautlos unser grauen in dieses

land des vergessens ohne konturen gestaltend eine jenseitige welt das diesseits verneinend windräder ziehn

lautlose kreise frei schwebend grinsekatze nebel schwadengewebtes ballkleid der vampire eiskristalle

schneestachelgirlanden um lattenzäune rosenstöcke reifumflort wundersame welt des frosts erfrorene liebe

erstarre leidenschaft verzauberung durch verwandlung parallelwelt der einsamkeiten

Aus dem Kreise der Mitglieder

Jubiläen

Wir gratulieren herzlich

- | | |
|--------------------|--|
| zum 95. Geburtstag | Frau Hertha Ellinger-Michal |
| zum 85. Geburtstag | Frau Eva Maria Kittelmann |
| zum 75. Geburtstag | Herrn Dr. Lidio Mosca-Bustamante
Herrn Martin G. Petrowsky
Herrn Prof. Dr. Mag. Walter Weiss |
| zum 70. Geburtstag | Herrn Heimo Toeffler
Herrn Werner Stangl |

Unsere besten Glückwünsche zu ihren besonderen Geburtstagen gelten gleichermaßen allen unseren Mitgliedern, die hier nicht ausdrücklich genannt werden wollen.

Abschiede

Wir trauern um unser verstorbenes Mitglied

Hermann Jandl

1. März 1932 – 8. April 2017

Auszeichnungen und Ehrungen

Nahid Bagheri-Goldschmied

erhielt am 9. September den Theodor-Kramer-Preis für Schreiben im Widerstand und Exil. Sie tritt in ihrer Lyrik unablässig ein für die missachteten Rechte der Frauen und gegen die Grausamkeit eines religiös verbrämten tyrannischen Regimes.

Christl Greller

hat mit ihrem Gedicht fremdenzimmer die Publikumswahl bei der ORF Teletext und Ö1-Aktion „Schirm-Gedicht“ gewonnen.

Prof. Dietmar Grieser

wurde am 2. Juni der Kulturpreise der Sudendentutschen Landsmannschaft und des Freistaates Bayern verliehen. Das Komitee würdigte seinen „unverwechselbaren Stil“, der „die Lektüre seiner Werke zu einem hoch ästhetischem Erlebnis“ mache.

Dr. Helmuth A. Niederle

bekam am 29. März aufgrund seiner Verdienste um das Land Wien, und sein Engagement für verfolgte und unterdrückte Autoren, das Goldene Ehrenzeichen verliehen.

Mag.a Dorothea Nürnberg

nahm als erste österreichische Autorin im Juni 2017 beim Lyrikfestival Internacional de Poesía in Buenos Aires mit Ihrem Buch herzwortweben teil.

Mechthild Podzeit-Lütjen, B.A.

gewann im Rahmen des Kunstprojekts WORT.WIND.BILD mit einem Haiku die Aufnahme in den ersten Haikuwanderweg des Weinviertels.

Ein Kranichjunges
hüpft im Wollgras. Umzingelt
von Windradtürmen.

Dr.ⁱⁿ Ilse Tielsch

erhielt am 5. Oktober den Franz-Theodor-Csokor-Preis 2017, welcher ihr im Rahmen einer feierlichen Preisverleihung im Presseclub Concordia überreicht wurde.

Aus dem Verbandsbüro

Voraussichtliche Bürozeiten (variabel):

Montag, Dienstag 18:00 – 21:00 Uhr

Samstag 11:00 – 14:00 Uhr

Termine nach E-Mailvereinbarung. Bitte beachten Sie, dass Sie uns am schnellsten über unsere E-Mailadresse office@oesv.or.at erreichen. Wir sind telefonisch erreichbar unter: Telefon und Fax +43 (0)1/586 41 51

Assistent: Herr Clemens Maier, BA

Informieren Sie uns bitte über Ihre Veranstaltungen und Ihre neuen Bücher. Diese Hinweise kommen so rasch wie möglich auf die OESV-Website www.oesv.or.at. Teilen Sie uns bitte bei Umzügen, neu angelegten E-Mailadressen oder Änderungen Ihrer Telefonnummer Ihre aktuellen Kontaktdaten mit, damit wir Sie auch weiterhin erreichen können.

Wer Interesse hat, eine eigene Homepage einzurichten und technische Unterstützung benötigt, möge sich mit unserem Web-Betreuer in Verbindung setzen:

Harald Fuchs, Telefon 0676 43 22 155, Fax +43 720 738 655

Mail: h.fuchs@samIT.at Web www.samIT.at

Die etwaigen Kosten sind verhandelbar und erschwinglich.

Impressum

Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

ZVR 295943463

Preis des Einzelheftes: 12 Euro

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Österreichischer Schriftsteller/innenverband

Kettenbrückengasse 11/1/14

1050 Wien

Telefon: 01/586 41 51

E-Mail: office@oesv.or.at, www.oesv.or.at

Für den Inhalt verantwortlich: Prof. Marianne Gruber

Redaktion dieser Ausgabe: Dr. Max Haberich, Prof. Dr. Wolfgang Groiss,

Prof. Marianne Gruber, Dr. Martin Stankowski, Mitarbeit: Mag. Ewald Baringer

Assistent Clemens Maier, BA

WIEN 
KULTUR 

**KULTUR
NIEDERÖSTERREICH**



BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH